Germ.
2718
1

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG
Germ. Seybold
2718/1

# Erster Theil.

# Republikaner

und

# Royalisten.

Historisch=romantisches Sittengemälde aus der französischen Revolution.

Von

Friedrich Seybold.

Erster Theil.

GEWERBS-VEREIN.

Stuttgart:
J. Scheible's Buchhandlung.

1833.

1947/186

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

In der Weißkronstraße, welche in die Straße Saint-Honoré einmündet, wohnte ein Spezereihändler Namens Gottfried Remusat, welcher seit einem Vierteljahrhundert hier sein Gewerbe ehrlich und mit gutem Erfolge betrieb. Seine Nachbarn rühmten von ihm, daß er immer richtiges Gewicht und kaufmannsgute Waare in billigstem Preise gebe; wenn ihm solche Bemerkungen zu Ohren kamen, pflegte er geheimnißvoll zu lächeln, rieb sich die Hände, machte eine hämische Anspielung auf diejenigen seiner Concurrenten, welche nicht über das Weichbild der Hauptstadt hinausgekommen waren, und meinte, ein Kaufmann müsse die Welt gesehen haben, wenn er sein Gewerbe mit Verstand und Nutzen betreiben wolle; er selbst hatte ein ganzes Jahr in einem großen Hause zu Havre als Volontär gedient und war dann nach Paris zurückgekehrt, um seines Vaters Laden zu übernehmen. Nun waren

Abhandlungen über den Groshandel sein Lieblingsthema; er gab sich das Ansehen, als ob er mit den Colonien in unmittelbarer Verbindung stehe, und seine Waaren aus erster Hand beziehe, hüllte seine Handels-Correspondenz in geheimnißvolles Dunkel, schrieb die Briefe an seine Correspondenten hinter Schloß und Riegel und trug sie selbst auf das große Postbureau, um seine überseeischen Verbindungen in seinem Stadtviertel nicht zu profaniren. Hierdurch bekamen seine Nachbarn eine große Meinung von seinen kaufmännischen Geschäften, und bald ward im ganzen Bezirke der Glaube allgemein, daß Niemand bessere und billigere Waaren führe, als Gottfried Remusat in der Weißkronstraße, welcher in Havre gewesen, daselbst die geheimen Handelswege gründlich erkundet und ausgebreitete Connexionen mit Ost- und West-Indien angeknüpft habe. Vor der Revolution pflegte er häufigen Umgang mit der Dienerschaft des Hofs, der Prinzen und des hohen Adels, bewirthete sie fleißig in seinem Hause, und auf seinem Schilde stand mit großen Buchstaben geschrieben: „Lieferant Sr. k. H. des Grafen von Artois“; nach der

Einnahme der Bastille aber verschwand diese Inschrift über Nacht, und bald darauf sah man Herrn Gottfried Remusat in der Uniform der Nationalgarde einhergehen, denn er war in seinem Viertel zum Capitän dieser Bürgermiliz gewählt worden. Von dieser Zeit an warf er sich mit aller Macht in die politische Laufbahn, sprach, statt von Colonien, Seehäfen, Caffee und Zucker, Sola-, Prima-, Secunda- und Tertia-Wechseln, von Freiheit und Gleichheit, von Menschenrechten und dem Staatsbürgerthum, von dem Veto und der Civilliste, wohnte den Debatten der National-Versammlung an, gieng in den Jacobiner-Clubb, hielt es stets mit der herrschenden Meinung des Tags und wurde in seinem Bezirke für einen guten Patrioten geachtet.

In den ersten Tagen des Augusts 1792 saßen Nachbarn und Bekannte des Herrn Remusat unter dem Segeltuche, das er vor seinem Laden ausgespannt hatte, wie sie Abends pflegten, um sich von der Arbeit des Tages zu erholen. Der Hausbesitzer warf von Zeit zu Zeit einen Blick in den Laden, in welchem seine Frau und Tochter die Aufsicht führten, grüßte die

Aus- und Eingehenden, rauchte eine Cigarre, trank Zuckerwasser mit Orangeblüthe und hielt Reden über die Politik des Tags. Die Gesellschaft bestund meist aus Personen des Mittelstandes und die Zungen aller Anwesenden waren so geläufig, daß sich kein zusammenhängendes Gespräch bilden konnte. Die drohende Proclamation des Herzogs von Braunschweig hatte eben damals ganz Frankreich in Gährung gesetzt und statt der Wirkung des Schreckens und der Lähmung, die man von ihr erwartete, allgemeine Entrüstung und Wuth hervorgebracht. „Wer ist denn das, dieser Herzog von Braunschweig?“ fragte einer der Spiesbürger, der von Deutschland nichts wußte, als es dans le Nord liege, und die Deutschen für eine Art Barbaren hielt, wie sie zu Tacitus Zeiten waren. — „Das ist ein kleiner deutscher Fürst,“ belehrte ihn ein Zweiter, „welcher General des Markgrafen von Brandenburg ist.“ — „Der Teufel!“ rief ein Dritter aus, „das muß ein großer Marquis seyn, der einen eigenen General hat! Hat er denn auch eine Armee?“ — „Allerdings,“ fiel Herr Remusat, der etwas mehr in Ge-

schichte und Geographie bewandert war, ein „wir haben ihm selbst die Ehre angethan, eine Art Krieg mit ihm zu führen.“ — „Ich glaubte,“ sagte ein Dritter, daß Ludwig XV mit dem König von Preussen Krieg geführt hätte.“ — „Ja! ja!“ riefen Mehrere zugleich, „so habe ich auch sagen hören.“ — „Dieser Markgraf von Brandenburg und der König von Preussen,“ belehrte sie Herr Remusat, „sind eine und eben dieselbe Person.“ — „Sie scherzen,“ versetzte ein Vierter, „wie könnte denn das seyn? Ein Marquis König und ein König Marquis! Aus allen unsern Marquis könnte man nicht einen einzigen König machen.“ — „Es ist doch so,“ entgegnete Herr Remusat. — „Wie ist es denn aber möglich, wie kann es denn seyn?“ fragten mehrere zugleich im Tone völligen Zweifels. — „Das weiß ich nicht,“ antwortete der Krämer, dessen historische und geographische Kenntniß Deutschlands hiermit erschöpft war. — „Und,“ sagte hochmüthig ein Fünfter, „dieser kleine deutsche Marquis wagt es der französischen Nation den Krieg zu erklären!“ — „Das ist wahrhaft unbegreiflich! Er wird es bereuen! Man wird ihn

vernichten! Er wird es nicht wagen!“ schrieen Alle durcheinander. — „Dieser Marquis von Brandenburg hat schon mehr gewagt,“ sagte eine tiefe Stimme, die aus der hintersten Ecke des Zeltes kam und einem grossen breitschultrigen Manne angehörte, der nun wieder seine Cigarre in den Mund nahm und ruhig fortrauchte. — „Mehr! das ist unmöglich, mit Ihrer Erlaubniß, Herr Mathieu Dumas!“ entgegneten Einige, während Andere vor Erstaunen das Maul aufsperrten. — „Mehr, sage ich,“ versetzte Jener und hob das Auge, das mehr durchdringend als feurig war. — „Zum Beispiel? Zum Beispiel? — „Dieser Marquis von Brandenburg hat sieben Jahre lang mit Frankreich, Oesterreich, dem ganzen deutschen Reich, Rußland und Schweden Krieg geführt und ist siegreich aus demselben hervorgegangen.“ — „Gehen Sie doch, Sie erzählen uns ein Mährchen!“ — „Haben Sie das Mährchen von der Roßbacher Schlacht gehört?“ — „Ach, da war nur eine Handvoll Franzosen, welche von den Truppen der kleinen deutschen Fürsten, die man Reichsarmee nennt, in ihre Flucht mit verwickelt wurden.“ — „Ja, eine

Handvoll von 40 bis 50,000 Mann," sagte Jener trocken, „und zwar von den besten Truppen Ludwigs XV!" — Eine Stille des Erstaunens trat ein. „Hm!" sagte endlich Einer mit löblicher Fassung, die Franzosen wollten nicht fechten, weil sie den großen Friedrich von Preussen liebten." — „War denn dieser große Friedrich der Marquis von Brandenburg?" fragte ein Anderer. — „Ich glaube Ja!" riefen Einige. „Nein! Nein!" Andere. — „Der große Friedrich," fiel Herr Remusat belehrend ein, „war König von Preussen und Marquis von Brandenburg." — „Das ist spaßhaft!" riefen Mehrere. „Was ist denn das für ein Land, dieses Deutschland! Gibt es denn da einen König?" — „Einen Kaiser, den Kaiser von Deutschland!" sagte Herr Remusat. — „Ah! einen Kaiser, das ist was Anderes! Was ist denn das, diese Reichsarmee?" — „Das sind die Soldaten der Marquis, der Grafen, Barone, Aebte und Aebtissinnen." — „Ha! Ha! Ha! das ist lustig! die Abbé's und Abessin haben dort Soldaten! Ich möchte einen Abbé an der Spitze

seiner Truppen sehen! Ha! Ha! Ha! das ist ein Teufelsland, dieses Deutschland! *)

---

*) Um die Originalität mehr hervorzuheben, folgen obige Phrasen hier in französischer Sprache: Qu' est-ce que c'est donc que ce duc de Brunswick? — C'est un petit prince allemand qui est Général du Marquis de Brandebourg. — Diable! cela doit être un gros Marquis qui a un Général à soi. A-t-il donc aussi une armeé? — Sans doute, nous lui avous fait l'honneur de lui faire une espèce de guerre. — Comment c'est il donc possible, cela ne se peut pas. — C'est-ce que je ne sais pas. — C'est vraiment inconcevable! Il s'en repentira! On va l'anéantir! Il ne l'osera pas! — Ce Marquis de Brandebourg a osé plus que cela! — Plus! C'est impossible, permettez, Mr. Mathieu Dumas! Allèz donc, vous nous faites des contes! — Avez vous entendu parler du conte de la bataille de Rossbak? — Ah! il n'y avait la qu' une poignée des Français qui par les troupes des petits princes allemands, qu'on appelle Ricksarmeé, furent enveloppés dans leur fuite. — C'est que les Français ne voulaient pas se battre, puisqu' ils aimaient le grand Fredéric de Prusse. — C'est vraiment drôle! Quel pays donc que cette Allemagne! — Ah! un empereur, c'est bien autre chose! — Qu' est-ce donc que cette Ricksarmeé? — Ce sont les Soldats des Marquis, des Comtes, des Barons, des Abbé et des Abbesses. — Ha! Ha! Ha! C'est pour rire! Des

Was sagen Sie von der Proclamation des Königs? fragte Herr Remusat einen seiner Nachbarn. — Hm! Hm! erwiederte dieser, was soll ich da sagen? Es ist freilich Alles wahr, der König hat die Verfassung nicht verletzt, aber, aber..... — er möchte sie gerne verletzen, und wagt es nicht, fiel ein Zweiter ein. — Getroffen, so ist es! riefen Mehrere. — Aber, meine Herren, sprach der Krämer mit vieler Gravität, können wir denn dem König mehr zumuthen, als daß er die Verfassung halte? — Das ist freilich wahr! sagten Mehrere mit Achselzucken. — Wir sind, folgerte der Redner weiter, also verpflichtet, den König und die Constitution gegen die Angriffe der Republikaner zu vertheidigen. — Aber der König, entgegnete Einer, hat von seinem Veto Gebrauch gemacht, um die Errichtung des Lagers von 20,000 Mann unter den Mauern von Paris zu verhindern. — Dieses Veto steht ihm verfassungsmäßig zu und er hat demnach die Verfassung nicht verletzt, in=

---

Abbés et des Abbesses ont des Soldats! Je voudrais voir un Abbé à la tête de se troupes! Quel diable de pays que cette Allemagne!

dem er es ausübte, versetzte Herr Remusat und blickte triumphirend umher. Niemand wußte auf dieses Argument etwas zu erwiedern. Sie sehen also, fuhr der Sprecher fort, daß es unsere Pflicht ist, das Schloß der Tuilerien gegen die Angriffe des Volks zu vertheidigen. — Hm! Hm! Ja! Ja! sagten die Meisten, und nur Einige machten den Einwurf, daß der König doch im Herzen der Constitution abgeneigt sey. — „Meine Herren! erwiederte der Krämer sehr gelehrt, die Gedanken sind frei, in der Politik hält man sich an Thatsachen, und so lange der König die Verfassung nicht verletzt, muß sie auch uns als Gesetz und Richtschnur dienen, und hieraus folgt natürlich, das es Pflicht der Nationalgarde ist, den König zu vertheidigen.“ Nach dieser Rede, welche eine der längsten war, die Herr Remusat je gehalten hatte, nahm er seine Cigarre wieder in den Mund und blies kleine Wolken von sich, indem er mit behaglichem Selbstgefühl im Kreise umherblickte.

„Ludwig XVI ist ein Verräther, den man absetzen muß,“ rief plötzlich eine barsche Stimme und ein junger hochgewachsener Mann, eine ro=

the Mütze auf dem Haupt, unter der dicke braune Locken hervorwallten, Pistolen im Gürtel und einen Säbel an der Seite, trat unter das Zelt. — Wie so? Wie so? fragte Herr Remusat etwas verblüfft. – Das will ich Ihnen sogleich beweisen, erwiederte ruhig der Jüngling. – Lassen Sie hören, Herr Florimond! riefen einige Stimmen. — Bürger, wenn es Ihnen beliebt! verbesserte Jener, es gibt keine Herren mehr. — Guten Abend, Bürger Heinrich! ließ sich eine einschmeichelnde Stimme vernehmen, und der schöne Kopf der Demoiselle Remusat nickte grüßend durch das Ladenfenster. — Brutus, Bürgerin Amalie, wenn es Ihnen beliebt! Ich will nicht den Namen von Tyrannen führen, wie Heinrich IV war, erwiederte der junge Mann. — Es war doch ein guter König, sagte einer der Anwesenden, obwohl etwas kleinlaut, denn der Geist des Königthums war eben in der Mode. — Kein König ist gut, und dieser Ludwig hat nicht nur die Absetzung, sondern den Tod verdient; das will ich Ihnen sogleich beweisen. Hat er nicht vom ersten Augenblicke an gegen die Freiheit conspirirt? Ist

er nicht nach Amiens entflohen, um an der Spitze der fremden Heere nach Frankreich zurückzukehren? Hat er nicht sein Veto gegen die Errichtung eines Lagers unter den Mauern der Hauptstadt eingelegt? Hat er nicht eidscheue Priester in seinem Schlosse? Besoldet er nicht die Ausgewanderten und seine entlassene Leibwache? Sind nicht die Tuilerien mit Waffen und mit Dolchrittern angefüllt? Wartet er nicht augenscheinlich blos auf die Ankunft der fremden Armeen, um die Verfassung zu vernichten? — Das ist sehr wahr! rief der größte Theil der Anwesenden aus. — Also, fuhr der Redner fort, also ist es Pflicht jedes guten Bürgers, die Höhle des Tyrannen zu zerstören, ihn abzusetzen und die Republik auszurufen. — Und dann? fragten Einige erwartungsvoll, — Dann, platzte Einer heraus, dann gibt es keinen König mehr. — Ja, sagten Mehrere mechanisch nach, dann gibt es keinen König mehr. — Wollen Sie also, fragte der junge Mann, für die Republik fechten? — Die Bürger sahen einander bedenklich an und schwiegen. Eine Röthe des Zorns flog über die Wangen des Jünglings und seine Au-

gen blitzten. — Ich hoffe nicht, Herr Remusat, daß Sie eine Unklugheit begehen werden, rief die Frau des Krämers, die inzwischen unter die Ladenthüre getreten war. — Ja! Ja! Papa! flötete die Stimme der Tochter und Amalie hüpfte unter die Thüre, fechten Sie für die Republik; es ist so schön für die Freiheit zu sterben. — Schweige doch, Unbesonnene, die du bist! zürnte die Mutter. — Es sind verschiedene Rücksichten.... begann Herr Remusat verlegen und endigte seine Phrase nicht. — Ja freilich, verschiedene Rücksichten.... fielen mehrere Stimmen ein. Der junge Mann stund wie auf Kohlen und hielt mit Mühe seine Entrüstung zurück.

In diesem Augenblicke erhob sich der große breitschulterige Mann, der oben unter dem Namen Mathieu Dumas bezeichnet worden ist, und der bisher dem Gespräche ruhig zugehört hatte. Alle Blicke richteten sich auf ihn, als ob sie ein Orakel aus seinem Munde erwarteten. „Meine Herren, sagte er mit kaum merkbarer Ironie, der König hat keine Bestimmung der Constitution verletzt und sich demnach nicht offen als Feind

der Nation gezeigt; mithin würde es gegen Ihre Bürgerpflichten streiten, zu seiner Absetzung etwas beizutragen. — Gewiß, gewiß, riefen Alle beifällig, und mit einer Eile, welche deutlich zeigte, daß hiedurch ein Stein von ihren Herzen gewälzt war. — Gleichwohl, fuhr Jener fort, fehlt es nicht an genugsamen Anzeigen, daß er im Herzen der Verfassung abgeneigt ist und nur auf eine günstige Gelegenheit wartet, sie zu vernichten. — Ja, ja, so scheint es! — Mithin meine Herren, rathe ich Ihnen, weder für noch gegen den König zu fechten, sondern den Ausgang dieser Dinge ruhig abzuwarten. Kommen Sie, kleiner Brutus, wandte sich der Redner an den Jüngling, faßte ihn unter dem Arme, machte der Gesellschaft eine Verbeugung und verschwand mit seinen Gefährten. Die zurückbleibenden Bürger billigten den ihnen ertheilten Rath und waren einstimmig der Meinung, daß Herr Mathieu Dumas immer den Nagel auf den Kopf zu treffen wisse.

* * *

Sie haben da, sagte im Gehen Heinrich Florimond mürrisch zu Mathieu Dumas,

der guten Sache einen schlechten Dienst geleistet. — Im Gegentheil, mein junger Brutus, versetzte dieser lächelnd, was hätten Sie denn durch den Beistand dieser selbstsüchtigen und unentschlossenen Menschen für Ihre projectirte Republik gewonnen? Solche Leute sind nur ein Hinderniß bei den großen Wagstücken der Politik, und man kann nichts Besseres thun, als sie in Unthätigkeit erhalten, bis die Crisis vorüber ist. Suchen Sie die Werkzeuge zum Umsturze des Throns unter dem Pöbel, da werden Sie die nöthige Entschlossenheit finden. Sagen Sie mir aber doch, mein kleiner Mann, worauf wollen Sie denn die neue Republik gründen? — Auf die Freiheit und Gleichheit. — Sehr schön, ich besorge aber, daß das Fundament nicht sehr haltbar seyn werde, denn der Eckstein der Republik fehlt. — Und der wäre? — Die öffentliche Tugend. — Sie glauben also nicht an den Bestand der Republik? — Nein! — Sie wünschen mithin, daß der Thron bestehen bleiben möchte? — Das Königthum stürzt sich selbst. — Für Wen wollen Sie denn in dieser großen Sache arbeiten? — Für Niemand. — Das Wohl

der Menschheit ist Ihnen also gleichgültig? — Junger Mann, glauben Sie, daß ich kein Herz für die Menschheit habe, weil ich mich über die Folgen dieses Treibens nicht selbst täusche, weil der Blick meines reifern Alters weiter reicht, als die Träume Ihrer unerfahrenen Jugend! Der Thron wird fallen, und ich will ihn nicht halten, weil er nicht werth ist zu stehen, aber die Freiheit wird aus seinem Sturze nicht hervorgehen, weil dieses verdorbene Geschlecht nur zum Zertrümmern, aber noch nicht reif ist zum Aufbauen. Meine Augen werden die Herrschaft der wahren Freiheit nimmer schauen. Dieses Volk betet nur Götzen an, mögen sie nun eine Krone oder eine rothe Mütze tragen. — Und Sie rathen mir also, mich ebenfalls der Theilnahme an der Bewegung des Tags zu enthalten? — Wann der Sturm der Zeit über Reiche und Völker braust, sucht der Mann nur Rath in seinem Innern und handelt, wie sein Gewissen ihm vorschreibt. Rathen Sie sich selbst.

Auf der Terrasse der Feuillans trafen die Beiden eine große Volksmenge versammelt. Die Eingänge, die an demselben in den Garten und

das Schloß der Tuilerien führen, waren durch queer übergezogene dreifarbige Bänder gespannt. Jenseits der aufgespannten Bänder giengen einzelne Schildwachen so ruhig auf und nieder, als ob der tobende Volkshaufe von ihnen und dem Posten, den sie bewachten, durch eine eherne Mauer geschieden wäre. Das Volk drängte sich tumultuarisch auf der Terrasse, aber keine Hand berührte des dreifarbige Band und kein Fuß hob sich, um die leicht zugängliche Gränze zu überschreiten. Das einfache Band, das die Terrasse von den Tuilerien trennte, schien eine magische Kraft zu besitzen, denn unter der wogenden Menge zeigte sich eine ehrfurchtsvolle Scheu vor demselben, und wer ihm von ungefähr nahe kam, fuhr gleichsam erschrocken zurück, als ob er sich an einer mächtigen Gottheit zu versündigen fürchte.

Eine zahlreiche Volksgruppe hatte sich um einen Mann gesammelt, der auf einem hölzernen Stuhle stund. Es war eine seltsame Carricatur, deren bloßer Anblick schon ein wieherndes Gelächter der Zuschauer erregte. Die lange hagere Figur steckte in einem goldbordirten rothen Rocke, der ihr viel zu weit und viel zu kurz war. Sie

trug eine himmelblaue goldgestickte Weste, deren herabhängende Enden ein paar kurze gelbe Beinkleider zur Hälfte bedeckten, vielfarbige seidene Strümpfe und Schuhe mit großen silbernen Schnallen. Das Haupt bedeckte eine große Zipfelperücke aus den Zeiten Ludwigs XIV. und auf derselben saß, wie der Affe auf dem Rücken eines zottigen Bären, ein ganz kleines goldbordirtes Hütchen. Quer von der rechten Achsel herunter zu der Linken gieng ein breiter Streifen weißen Papiers, an dem der große Stern des Ludwigordens, von Goldpapier ausgeschnitten, hieng; der rothe Rock war mit verschiedenen Orden von Gold- und Siberpapier phantastisch geschmückt. An der linken Seite trug die Figur einen in gerader Linie hinausstehenden Hofdegen der den linken Rockzipfel auf eine komische Weise in die Höhe hob und das Hintertheil der citrongelben Beinkleider zeigte, in der Hand führte sie eine Reitpeitsche.

Wer bist du? Popanz, und woher kommst du? fragte einer der Umstehenden, du gehörst nicht dem achtzehenten Jahrhundert an. — Die Figur schnitt ein grimmiges Gesicht und schwang

drohend die Peitsche. Die Zuschauer brachen in ein schallendes Gelächter aus. Es ist die gute alte Zeit, belehrte einer derselben den Frager, der Nacht des Grabes entstiegen, das mißleitete Volk in ihre offenen Arme zurückzuführen. „Sie hält uns für die Zipfel ihrer Perücke," fiel ein Zweiter lachend ein, das Volk lachte mit und die Figur schüttelte ihre Zipfelperücke so gewaltig, daß ihr ganze Wolken von Puder entfuhren. Das Gelächter wurde fast convulsivisch. — Meine Herren, rief einer der Zuschauer und trat mit comischem Ernst näher, Sie erblicken hier den Repräsentanten der Aristokratie. — Die Figur zog mit freundlichem Nicken das goldbordirte Hütchen. — Bemerken Sie gefälligst, meine Herren und Damen, fuhr der Sprecher im Tone eines Marktschreiers fort, wie dieselbige Würde mit Grazie, Geschmack mit Anstand verbindet. Es ist eine getreue Copie aus den Zeiten des großen Ludwig, den wir den Vierzehenten nennen. — Die Figur drehte sich, unter dem Gelächter der Zuschauer, langsam auf dem Absatze herum. — Seht hier, rief eine Stimme aus dem Haufen, den Orang-Outang des großen Jahrhun-

derts! Das Gelächter stieg und die Figur knallte dazu, in poßierlicher Art, mit ihrer Peitsche. — Ein schöner Mann! sagte eine anwesende Dame der Halle spottend und musterte seinen Anzug. Die Figur machte eine linkische Verbeugung. — Und wie sein natürlicher Anstand durch die geschmackvolle Kleidung gehoben wird, fügte ein Anderer satyrisch hinzu. Die Figur verbeugte sich, unter allgemeinem Lachen, rings umher. — Wahrhaftig, fiel ein Dritter ein, es kann wohl Niemand anders seyn, als der große Ludwig selbst, der schönste Mann seines Jahrhunderts, welcher die Gruft seiner Väter verlassen hat, um ein Lit de justice zu halten und das böse Volk nebst seinen gottlosen Repräsentanten zu Paaren zu treiben. Die Figur knallte, schlug mit der Peitsche. Die Zuschauer wichen, gleichsam erschrocken, zurück. Da trat plötzlich aus ihrer Mitte ein großer wohlgebauter Mann in einer blauen Jacke und weiten rothgestreiften langen Hosen. Sein Haupt bedeckte eine rothe Mütze, unter der die langen Haare nachläßig über den Rücken herabwallten, in der Hand führte er eine Picke und Pistolen im Gürtel. Vorwärts, Patriot! Zum

Kampfe mit der Aristokratie! riefen die Zuschauer ermunternd und ein lustiger Kreis sammelte sich um die Beiden.

Alle stunden erwartungsvoll umher. Der Repräsentant der Aristokratie war vom Stuhle gesprungen und zog, unter komischem Geberdenspiele, an seinem Hofdegen, den er nicht aus der Scheide brachte. „Er ist eingerostet seit dem Ryswicker Frieden," rief ein Zuschauer lachend, und Alle stimmten mit ein. Der Repräsentant der Demokratie fällte seine Picke. „Um Vergebung, Bürger, sagte ein Mann, der, einen Affen von mittlerer Größe an der Kette führend, in den Kreis trat, ich habe hier einen kleinen Patrioten, der tapfer genug ist, es mit allen Aristokraten in der Welt aufzunehmen. Lassen Sie ihn den Kampf ausfechten. Nicht wahr, mein guter Patriot, redete er den Affen an, du willst dich tapfer halten?" Der Affe grinzte und schlug einen Purzelbaum. — Ja, rief eine Stimme aus dem Haufen spöttisch dazwischen, laßt die Affen der alten und der neuen Zeit mit einander fechten! — Los, los! fiel die Menge tobend ein. Der Mann löste die Kette seines Affen, sah

ihm scharf ins Gesicht und sagte, auf die burleske Figur deutend: „Mein guter Patriot, siehst du den Aristokraten hier?“ Der Affe nikte, saß mit einem Sprunge auf dem Nacken des Repräsentanten der Aristokratie, riß ihm die Zipfelperüke vom Kopf, sezte sie auf sein eigenes Haupt und schnitt Gesichter. „Bravo, bravo, mein guter Patriot!“ rief ihm sein Herr schmeichelnd zu und die Menge stieß ein donnerndes Gelächter aus. — Der Affe des achtzehenten Jahrhunderts in der Perüke des großen Ludwigs! ließ sich eine Stimme aus dem Haufen vernehmen. Die Menge, für die der Werth der Rede verloren ging, jauchzte ihr Beifall.

„Succurs! Succurs! Ihro Majestät! Halten Sie sich tapfer, Sire!“ rief eine Stimme aus dem Haufen, und alle Blicke wendeten sich nach der Gegend, die der Sprecher mit dem Finger bezeichnete. Ein schon ziemlich bejahrter Mann, doch von aufrechter und kräftiger Gestalt, der ein goldgesticktes Hofkleid trug, kam langsam die Terrasse des Feuillans herab. Er warf einen kalten Blick auf die Menge, der nicht ohne einen Zug von Verachtung war, und als er ihr

näher kam, bog er mit abgemessenen Schritten rechts aus, um vorüberzugehen. „Halt, Herr von Turenne, Villars, Catinat, oder wie Sie sonst heißen, rief ihm ein Mann aus dem Volke zu und faßte ihn am Arme, kommen Sie doch dem großen Ludwig zu Hülfe. Se. Majestät befinden sich in einer dringenden Gefahr.“ – In einem schweren Kampfe mit dem Affen des achtzehnten Jahrhunderts, ergänzte die obige Stimme. — Laßt mich, erwiederte der Angehaltene und stieß den Angreifer unsanft zurück, ich habe nichts mit euren Possenreissereien zu schaffen. – Seht doch den Aristokraten! riefen viele Stimmen zumal, er spricht aus einem hohen Tone! Die Zeiten sind vorüber! Freiheit! Gleichheit! Es lebe die Nation! – Freiheit! wiederholte Jener betonend, ich nehme für mich die Freiheit in Anspruch, zu gehen, wohin es mir beliebt. – Der Bürger hat Recht, riefen beifällig viele Stimmen, laßt ihn gehen! — Halt! fiel eine Dame der Halle ein, der Bürger hier hat allerdings die Freiheit, zu gehen, wohin es ihm beliebt, doch nicht eher, als bis er Beweise seines Patriotismus abgelegt hat. — Wohl gesprochen!

So sey es! rief die Menge mit lautem Beifall. — Sie spricht wie ein wahrer Sansculotte, ließ sich die obige satyrische Stimme vernehmen. Die Zweideutigkeit wurde stürmisch beklatscht. Inzwischen fuhr das Weib der Halle in ihrem Examen fort: „Bürger, du siehst aus wie ein Aristokrat, und um so mehr ist es nöthig, daß du Proben deines Patriotismus ablegst. — Es ist mir nicht bekannt, erwiederte der Angeredete mit ungestörter Ruhe, daß in diesem Lande der Freiheit und Gleichheit irgend eine Kleiderordnung vorgeschrieben wäre. Die Tracht, worin ihr mich erblickt und die ihr aristokratisch zu nennen beliebt, trage ich schon seit vielen Jahren, und ich will sie beibehalten, wäre es auch nur aus Gewohnheit. Dieß wird vielleicht, fügte er spöttisch hinzu, einem freien Franken gestattet seyn. — Bürger, entgegnete die Amazone mit großem Ernst, wenn du so sehr an den alten Lappen der Aristokratie hängst, so magst du sie immerhin tragen; aber wisse, das souveräne Volk ist dein Oberherr und verlangt um so mehr von dir Beweise deiner politischen Gesinnungen, da du eben aus Coblenz, aus dem schwarzen

Walde, aus dem verpesteten Hofe kommst und vielleicht einer der Dolchritter bist. — Das souveraine Volk ist dein Oberherr, wiederholte die Menge stürmisch. — Gut, versetzte Jener mit unbewegtem Gleichmuth, wenn das souveraine Volk mein Oberherr ist, und wenn diese hier (er warf einen spöttischen Blick auf die zum Theil zerlumpte Menge) das souveraine Volk sind, was verlangt mein Souverain von mir? — Rufe: Es lebe die Nation! und ziehe deines Wegs, rief die Stimme des Satyrikers. Der gute Rath schien Beifall zu finden, es zeigte sich keine Opposition dagegen. — Wohl denn, sagte Jener, aus dem Grunde meines Herzens: Es lebe die Nation! Die Menge schien befriedigt und er schickte sich an weiter zu gehen.

Inzwischen war das Zerrbild der Aristokratie von hinten auf ihn zugeschlichen, schlug ihm den Hut ab und sezte ihm eine rothe Mütze auf. „So, Herr Bruder, sprach der aristokratische Popanz mit komischer Pantomime, so nimmst du dich besser aus; ich bitte dich, Brüderchen, rufe noch einmal.“ Rauschender Beifall der Zuschauer folgte der raschen That; aber eben so

schnell ergriff Jener die Müze, riß sie vom Haupte und schleuderte sie, mit dem Ausdruck des Abscheus, weit von sich über die Köpfe der Menge hin. „Nieder, nieder mit dem Aristokraten! brüllten hundert Stimmen zumal. Er hat die Nation beschimpft! Er hat das Symbol der Freiheit und Gleichheit von sich geworfen! An die Laterne! an die Laterne!“ Bloße Säbel erhoben sich drohend über dem Haufen.

„Halt! ertönte abermals die Stimme des Satyrikers, aber in verstärktem Tone, Bürger, nichts gegen die Ordnung und die Freiheit der Personen!“ und Mathieu Dumas erhabene Gestalt trat mitten unter die Menge. Als er vor den in Gefahr schwebenden Aristokraten schüzend hintrat, betrachteten sie sich wechselsweise und beide waren einander gleich an hohem Wuchs und edlen Zügen. „Bürger, fuhr er, zur Menge gewendet, mit kräftiger Stimme fort, das Gesetz schüzt Jeden gegen Gewalt. Die rothe Mütze ist das Symbol der Freiheit und Gleichheit, aber Niemand kann mit Gewalt gezwungen werden, sie aufzusetzen. Bürger, wendete er sich zu dem Gefangenen und winkte ihm mit den Augen,

wolltest du in der rothen Mütze die Freiheit und Gleichheit beschimpfen, oder wolltest du nur der dir geschehenen Gewalt widerstreben? — Bürger, erwiederte Jener mit Würde, das Gesetz verkündet Freiheit und Gleichheit allen Ständen und ich weiß es zu achten, aber ich bin ein freier Mann wie Ihr Alle, und lasse mir keine Gewalt anthun, von wem es auch sey. — Wohl gesprochen, Bürger! Du achtest also die rothe Mütze als das Symbol der Freiheit und Gleichheit? — Wenn ich die Freiheit und Gleichheit achte, so muß ich auch ihre Zeichen achten. — Ihr hört es, sprach Mathieu Dumas zu der Menge, daß dieser Bürger sich nur der Gewalt widersetzte und nicht die Absicht hatte, die rothe Mütze zu beschimpfen. Gehe, Bürger, du bist frei.“ Niemand widersetzte sich diesem Ausspruch, obwohl sich ein starkes Murren der Unzufriedenheit in der Menge hören ließ. Der Gefangene entfernte sich ruhig und mit abgemessenen Schritten, dann kehrte er rasch wieder um und rief mit lauter Stimme: „Bürger, jetzt so ich frei bin, setze ich ungezwungen diese rothe Mütze auf, womit der König selbst nicht verschmäht hat sein gekröntes Haupt zu bedecken.

Die Menge jauchzte ihm stürmischen Beifall, schwenkte die Hüte und Mützen, und machte ihm zuvorkommend Platz, als er ging. In der nächsten Straße klopfte ihm eine Hand auf die Achsel und eine Stimme sagte: „Ich finde, daß Sie kein Aristokrat gewöhnlichen Schlags sind; ich achte die Männer aller Partheien. Wer sind Sie? Vielleicht kann ich Ihnen in der Folge nützlich seyn.“ — Das waren Sie schon, versetzte der Angeredete und reichte Mathieu Dumas die Hand. Wollen Sie mich kennen lernen, so werden Sie mir in meiner Wohnung willkommen seyn. — Wohl, wir gehen mit, sagte dieser freimüthig und fügte, zu Heinrich Florimond gewendet, hinzu: Nun, kleiner Brutus, du hast heute den Mittelstand gesehen und den Pöbel kennen lernen, es fehlt nur noch die Bekanntschaft mit der Aristokratie, die wir jetzt machen wollen.“

Inzwischen hatte das Volk mehrere Köpfe männlichen und weiblichen Geschlechts unter den Fenstern des Schlosses erblickt und da es keinen Augenblick zweifelte, daß es der König und die Königin seyen, erhob es ein tobendes Geschrei: „Fort

mit dem Veto! Nieder mit der Oesterreicherin!“
Ein donnernder Chor stimmte den Refrain an:

Nous te traiterons, gros Louis,
Biribi!
A la Façon de Barbari,
Mon ami!

* * *

Als sie in den Salon des Grafen Ferrand traten, fanden sie einen jungen Mann von siebenundzwanzig bis dreißig Jahren an einem Tische sitzen, auf dem kalte Speisen servirt waren. Der alte Graf stellte ihn als seinen Sohn Philipp vor und präsentirte ihm die Herren Matthieu Dumas und Heinrich Florimond als seine Retter aus einer dringenden Gefahr. Der junge Graf, dessen geistreiches Gesicht eben so viel Herzensgüte als satyrische Laune zu verkünden schien, lachte aus vollem Halse über die drollige Geschichte, wie er sie nannte. „Dieser Pöbel, fügte er spottend hinzu, ist mein Mignon, mein Schooßkind geworden, seit mir der Hof nichts mehr zu lachen bietet. So oft ich mir eine lustige Stunde machen will, mische ich mich unter ihn, um mich an seinen Tollhei-

ten zu ergötzen. Die neu erlangte Souverainetät hat ihm den Kopf verrückt.“ – Mein Sohn, erwiederte der alte Graf ernst, hier ist der Scherz nicht an seinem Orte, denn die Tollheiten dieses Pöbels sind mit Grausamkeiten gepaart, und jeder Ehrenmann steht in Gefahr, ihr Opfer zu werden. — Nun, mein Vater, war denn der Hof in seiner Allmacht blos thöricht, war er nicht auch grausam? Thorheit und Grausamkeit scheinen die beständigen Gefährten der Souverainetät zu seyn, es wäre denn, daß sie auf dem Haupt eines Weltweisen thronte. — Du magst Recht haben, mein Sohn, sagte der Graf mit einem unterdrückten Seufzer, aber doch ist sie noch ein minderes Uebel, von einem Einzigen ausgeübt, als in den wahnsinnigen Händen dieses vielköpfigen Ungeheuers, Volk genannt. Er empfahl sich für einige Augenblicke und übertrug seinem Sohn die Sorge für die Fremden. Sie erzählten ihm den Vorfall umständlich und wurden bald in ein vertrauliches und munteres Gespräch verwickelt; das jovialische Gemüth und die satyrische Laune des Grafen Philipp gewannen ihm die ganze Gunst des Herrn Mathieu

Dumas, der in dem Hang zur Satyre mit ihm sympathisirte; und selbst Heinrich Florimond konnte, trotz seiner Abneigung gegen alle und jegliche Aristokraten, nicht umhin, den jungen Mann liebenswürdig und seinen Charakter ehrenwerth zu finden. „Also die Aristokratie wollen Sie Ihrem jungen Freunde vorführen, sagte er am Schlusse der Unterhaltung lachend zu Herrn Mathieu Dumas, dazu haben Sie eben heute die schönste Gelegenheit, denn ihre verschiedenartigsten Repräsentanten werden sich hier versammeln. Belieben Sie nur in dieses Cabinet zu treten, dessen Glasthüre Ihnen alles zu sehen und zu hören erlaubt, und dann will ich eine Comödie vor Ihren Augen aufführen, wie Sie gewiß noch keine gesehen haben," fügte er scherzend hinzu und zog sie in das Nebenzimmer, ehe sie sich noch recht besinnen konnten.

Der Salon war leer, denn Graf Philipp hatte ihn verlassen. Kurz darauf trat ein sonderbar gekleideter junger Mann herein; er trug eine knappe Weste und lange enge Beinkleider, einen Rock ohne Aermel über der Weste, der rund um

bis an die Knie reichte, und einen kurzen Mantel, der nachläßig über die linke Schulter herabhieng, an der Seite ein kurzes breites Schwert und einen runden Hut mit einer rothen Feder auf dem Kopfe; er gieng mit stolzen abgemessenen Schritten auf und ab und betrachtete seine schlanke Figur und sein wirklich schönes Gesicht mit Wohlgefallen in den Wandspiegeln. Als er von Ferne Tritte hörte, nahm er den Hut ab, legte ihn auf ein Marmortischchen, trat an ein Fenster und trommelte, den Rücken der Thüre zugewendet, an den Scheiben, als ob er in tiefen Gedanken verloren wäre. Eine junge Dame trat ein, nach der Sitte jener Zeit hochfrisirt und in einem ziemlich steifen Hofkleide; sie stuzte einen Augenblick, als ob sie etwas Ungewöhnliches erblicke, und stieß einen Ton der Verwunderung aus; als aber Jener sich gegen sie umwandte, brach sie in ein helles Gelächter aus. „Auf welchem Theater haben Sie sich engagirt, Baron Wilhelm?“ fragte sie scherzhaft, als sie wieder zu Athem gekommen war. — Auf der großen Bühne der Welt, nicht auf dem Winkeltheater der Tuilerien, mein Fräulein, erwiederte er mit einiger

Bitterkeit. Es ist einmal Zeit, fuhr er mit einem spöttischen Blick auf den Anzug der Dame fort, daß die Natur wieder in ihre Rechte tritt und all' den unnatürlichen Flitterstaat von sich wirft. — Die Natürlichkeit Ihrer Tracht, versetzte sie, auf der schönen Gestalt des Mannes nicht ohne geheimes Wohlgefallen verweilend, scheint mir doch ziemlich kunstgerecht. Wer hat denn diese neue Mode erfunden? — Mode! wiederholte er mit einer Art Verachtung. Von nun an gibt es keine Mode mehr, sondern Nationalkleidung. Natürlich und ungezwungen muß diese Tracht seyn, den freien Sinn des Mannes aussprechend, keine Bewegung seines Körpers hemmend, gleich tauglich zu Arbeit und Vergnügen, im Kriege gut wie im Frieden. Die Idee ist von dem großen David. So wird sich künftig der fränkische Republikaner darstellen. — Ah! der Herr Baron sind nunmehr Republikaner geworden! sagte die Dame spottend. Vielleicht blos um des Costüms willen, das Ihnen wirklich nicht übel steht? fügte sie lachend hinzu. — Der Baron erröthete ein wenig, wie einer, der sich getroffen fühlt; doch erwiederte er bald

mit löblicher Fassung: Sey es auch! Form und Wesen mögen Hand in Hand gehen; beide sind gleich einfach und haben nichts mit den bunten Lappen gemein, aus denen das Königthum der Feudalaristokratie zusammengeflickt ist. — Wahr ist's, Baron, entgegnete die Dame mit Ironie, Sie zeigen feinen Geschmack im Republikanismus, wie es einem geborenen Edelmann ziemt, und halten die anständige Mitte zwischen dem hochfrisirten Robespierre und dem zerlumpten Marat. Aber hüten Sie sich in den Verdacht der Lauheit zu fallen, denn die guten Sitten sind, wie Sie wissen, proscribirt, weil der Pöbel, unfähig sich zu erheben, Alles in den Koth seiner Gemeinheit herabziehen will. — Mag seyn, versetzte der Baron bitter, aber am letzten Ende ist mir die natürliche Plumpheit der Maratisten doch noch lieber, als das zierliche Affenthum der Hofetikette. — In der That, Baron, versetzte die Dame mit verbissenem Aerger, Sie zeigen, daß Sie schon erstaunliche Fortschritte im guten Tone gemacht haben.

Als aber der Baron eine bittere Antwort geben wollte, traten zwei Herren in goldgestikten

Hofkleidern ein. „Graf Ambrugnac und Vicomte Dugommier, flüsterte der Baron der Dame spöttisch zu, das sind Männer nach dem Herzen der Gräfin Antonie Ferrand.“ — Zum mindesten, entgegnete sie betonend, verletzen sie den Anstand nicht. – Gräfin Antonie! rief der alte Graf Ambrugnac mit affektirtem Pathos aus und flog auf sie zu, um ihr die Hand zu küssen, göttlich, auf Ehre göttlich! Sie übertreffen sich heute selbst, fügte er, ihren Anzug musternd, hinzu. — Eine wahre Venus! fiel der alte Vicomte ein. — Eine Juno an Gestalt! nahm der Graf das Wort. — Und Hofdame bei der Königin Majestät, fügte der Baron satyrisch hinzu. – Ah! Monsieur le Baron de .... de..,. d'Al.... Al....ein, wendete sich der Graf mit einer Verbeugung gegen diesen. — Altheim, verbesserte der Baron mit großer Ruhe. — Ah! Oui! C'est-ce que je ne sais pas prononcer ces diables de noms allemands; mais attendez, rien qu'un moment, j'y suis....de.... de.... d'Alein.... C'est ça! D'ici en quinze jours je saurai l'allemand comme un Allemand de nation. Qu'en dites vous, Baron? — Que

voulez vous que j'en dise, mon chèr Comte? versetzte der Baron mit leisem Spotte. — Vous en convenez donc, fuhr der Graf selbstgefällig fort. Il faut cependant avouer qu'il n'est pas bien aisé d'apprendre cette maudite langue allemande; elle a quelque-chose de barbare, de sauvage, qui ne convient guère à une bouche française. — Zur Hofsprache würde sie sich allerdings nicht eignen, sie ist dazu nicht biegsam genug, erwiederte der Baron ironisch. — Ah, mon Dieu, non! rief der Graf aus. Vous êtes un charmant homme, mais très charmant, mon cher Baron! Vous ne tenez pas aux préjugés de Votre nation, pas du tout; au contraire Vous rendez justice, pleine-justice à la supériorité de la langue française. Il faut que je Vous embrasse pour cela, Monsieur le Baron de.... de.... J'ai oublié cet abominable nom. — Der Name thut nichts zur Sache, sagte der Baron gelassen. — Point du tout, fuhr der Graf fort, pourvu-que Vous soyez Baron.... et honnête homme, fügte er nach einigem Zögern hinzu. — Il faut quelque peu d'honnéteté partoût. La noblesse n'en est pas exempte, fiel der Vicomte

ein. — Assurément, sagte der Graf und offerirte eine Prise. — Was ist denn das für ein Portrait auf Ihrer Dose? fragte der Baron. Ein wunderschönes Gesicht! Vermuthlich Ihre Gemahlin? — Seit wann sind Sie in Frankreich? fragte der Graf im Tone der Ueberlegenheit. — Seit mehr als zwei Jahren, erwiederte der Baron, über diese Frage befremdet. — Pas assez longtems, car pour approfondir la finesse des moeurs françaises, il faudrait un siècle au moins, où bien deux pour un étranger. Le portrait de mon épouse sur ma propre tabatière me ferait la risée de tout le monde. C'est le portrait de l'épouse de mon ami que voilà. Je lui faisais la cour en.... en.... Quand est-ce que c'était donc, mon cher Vicomte? — En 1776, si je ne me trompe, antwortete der Vicomte mit löblichem Gleichmuth. — Vous les trouvez donc charmans ces traits, mon cher Baron, fuhr der Graf redselig fort. Vous approuvez donc mon goût? — Autant, erwiederte der Baron mit einer Mischung von Spott und Verachtung, que j'admire l'inalterable amitié de Votre ami que voilà. — Il faut que je renonce

à Votre admiration, qui m'est d'ailleurs très flatteuse, car j'ai pris ma revange en faisant la cour à l'épouse du comte, antwortete der Vicomte. — Voila un couple d'amis qu'on ne trouvera pas partoût, sagte der Baron ironisch und warf einen triumphirenden Blick auf die Gräfin, welche mit schweigender Resignation sitzen geblieben war. — Aussi notre amitié se date-t'elle dès les dernières années du règne de Sa Majesté Louis XV, versetzte der Vicomte, et rien jusqu'ici n'a été capable de la troubler. — Vous en avèz fait le preuves, Messieurs, versetzte der Baron spitzig. Mais, fügte er auf die Gräfin deutend hinzu, il ne convient pas à preûx chevalier de parler en présence d'une Dame des charmes d'une autre. — Vous avez raison, Baron, il faut que je fasse la cour à la belle comtesse. Aber sagen Sie mir doch zuvor, welche Art Kleidung Sie hier tragen? Ist das eine neue Mode für die adeliche Jugend? Die Tracht hat etwas Ritterliches. — Etwas Gothisches, nicht wahr, lieber Graf? fiel Antonie schnell ein, begierig eine Gelegenheit ergreifend, den Uebermuth des Barons zu züchtigen. — Vraiment,

bestätigte der Graf, quelque-chose de féodal. — Sie sprechen als Kenner, bester Graf, fuhr Antonie ironisch fort; es freut mich, daß Sie mein Urtheil bestätigen. Ein Republikaner in solcher Tracht würde sich gewiß höchst lächerlich ausnehmen? — Passablement ridicule, versicherte der Graf, car c'est l'ajustement de la féodalité.

Der Graf Ferrand trat mit seinem Sohne ein. Guten Abend Graf, rief ihm der Vicomte entgegen, wir hätten Sie mehr vermißt, ohne Ihre liebenswürdige Stellvertreterin. — Entschuldigen Sie, unaufschiebliche Geschäfte.... Mein Herr Vater hat dem Jakobinerclubb angewohnt und die rothe Mütze aufgesetzt, fiel Graf Philipp scherzend ein. Die Sache geht über den Scherz, sagte der Vater verweisend und erzählte den Vorgang. Das ist eine sonderbare Geschichte, sprach, um doch etwas zu sagen, der Vicomte. — Um Vergebung, das finde ich nicht, erwiederte Philipp spottend, die Zeiten der lettres de cachet sind vorüber, und der Laternenpfahl ist jetzt an der Tagesordnung. Sie glauben nicht, wie sehr ich diesen Pöbel liebe,

er hat so viel Natürliches und Pikantes, und gibt so reichen Stoff zum Lachen. – Mein Sohn, sagte der alte Graf warnend, deine unbändige Spottsucht wird dir noch verderblich werden. — Beruhigen Sie sich, versetzte der junge Mann lachend, ich habe bei Hof den Pöbel studirt und persiflire ihn auf eine Art, daß er meinen Spott als Compliment nimmt. — Bei Hof den Pöbel studirt! wiederholte der Graf Ambrugeac und strengte sich an, einen Gedanken zu fassen, das ist ja ein Widerspruch. — Im geringsten nicht, lieber Graf, versetzte Philipp mit einer spöttischen Verbeugung, aber den Schlüssel zu dem Räthsel muß man haben. — Freilich, den Schlüssel muß man haben, wiederholte satisfacirt der Graf Ambrugeac. — Allerdings den Schlüssel muß man haben, fiel der Vicomte beistimmend ein. — Der alte Graf Ferrand nahm eine Prise und sagte: Nun, zur Sache, meine Herren! Sie wissen, warum ich Sie gebeten habe. – Halt! rief Philipp komisch aus, der Ulysses dieses Kriegsraths fehlt, ich will ihn geschwind holen.

Er kam bald zurück, mit der rechten Hand

eine Dame von neunzehn bis zwanzig Jahren, und mit der linken einen jungen Mann von etwa dreißig Jahren führend. Die Dame war höchst einfach gekleidet, ohne allen Schmuck, in blosem Kopfe; ihr lichtbraunes Haar war gescheitelt und fiel in langen Locken über Brust und Nacken herab. Der junge Mann war frisirt, aber nicht gepudert; er trug einen ganz kleinen Haarbeutel, blauen Frack ohne Borten oder Stickerei, kurze schwarze Hosen, schwarzseidene Strümpfe und Bändelschuhe. — Meine Herren! sagte Philipp, den jungen Mann vorstellend, Sie erblicken hier den lebendigen Uebergang aus der alten in die neue Zeit, wie sie sich allmählig und historisch entwikkeln soll. Der Puder fällt weg, aber die Frisur bleibt; der Haarbeutel ist kleiner geworden, es wäre zuviel verlangt, ihn ganz abzuschaffen; der Rock ist nach dem alten Schnitt, aber wohlgemerkt, ohne Borten; durch die kurzen Hosen wird der Aristokratie ein letztes Opfer gebracht, durch die Bändelschuhe dagegen, um das Gleichgewicht wieder herzustellen, der Demokratie gehuldigt. In dieser versöhnenden Kleidung stellt sich das ganze versöhnende System dar. Ich habe unsern

Freund überrascht, als er eben eine philosophische Abhandlung über den Einfluß der Kleidung auf die Sitten und Institutionen der Völker der Prüfung meiner weisen Schwester, der hier zugegenstehenden Gräfin Emilie Ferrand, unterstellte. Sie hofft, durch die rührende Einfachheit ihres arkadischen Anzugs nicht wenig zur Verschmelzung der Partheien beizutragen. — Einige Concessionen von Seiten der Monarchie und des Adels werden freilich erforderlich seyn, und ich könnte mich selbst entschließen, Puder und Pomade auf einige Zeit dem Wohl des Vaterlandes zu sacrificiren, sprach Graf Ambrugnac in vollem Ernst. — Mit halben Concessionen, mein lieber Graf, versetzte Philipp mit wichtigem Tone, ist das Volk nicht zufrieden, und Sie müssen sich durchaus noch zum Opfer der goldenen Borten und silbernen Schnallen verstehen. — Aber, mein Gott, fiel der Vicomte erschrocken ein, soll man denn Alles ablegen, wodurch sich der Adel distinguirt? — Enfin, mon cher ami, sagte Graf Ambrugnac nach einer Pause trostlosen Nachdenkens, si c'est une triste necessité, il faut s'y résoudre courageusement. — Hèlas oui,

Messieurs! stimmte Philipp in komisch lamentablem Tone bei.

Sie wissen, meine Herren! begann der alte Graf Ferrand, welche Gefahren dem Schlosse der Tuilerien drohen. Es ist nur zu gewiß, daß der Ausschuß der Jakobiner den Beschluß gefaßt hat, in den nächsten Tagen einen Sturm auf dasselbe zu machen. Jeder ächte Edelmann ist also verpflichtet, Leib und Leben zum Schutze der Königlichen Familie darzubringen. — Parbleu! fiel Graf Ambrugnac imponirend ein, meine Pistolen sind geladen, und wenn dieser feige Pöbel.... Sachte, sachte, lieber Graf! rief ihm Philipp in die Ohren, die Marseiller sind auch dabei. — Leider, leider! versetzte der Graf, plötzlich seine Hitze mäßigend, das ist eine Art demokratischer Teufelsbrut; wenn nur diese in ihrem Süden geblieben wären, mit dem Pöbel der Vorstädte würden wir bald fertig werden. — Meine Herren! fiel Wilhelm von Altheim ein, erlauben Sie, daß ich mich entferne. — Wohin, Bruder Wilhelm? fragte der zuletzt eingetretene junge Mann, der bisher geschwiegen hatte. — Du weißt, Bruder Carl, erwiederte Jener,

daß ich nicht dieser Parthei angehöre und mithin bei ihren Berathungen überflüssig bin. — Wie! Sie gehören nicht unserer Parthei an! rief der Vicomte befremdet aus. — Sie sind ja doch ein Edelmann! fiel Graf Ambrugeac ein. — Durch den Zufall der Geburt, aber nicht durch Meinung, versetzte Baron Wilhelm. — Ah! mon Dieu! seufzte der Vicomte für sich, c'est le pire que ces déserteurs aristocratiques. — Il a cependant un ajustement tout féodal, on ne peut plus se fier à rien, murmelte Graf Ambrugeac. — Ich kenne Ihre Gesinnungen, sagte der alte Graf mit Würde, aber Sie sind der Sohn meines alten geprüften Freundes, und der Ehre eines Altheim vertraue ich ohne Besorgniß alle Geheimnisse meiner Parthei an. — „Das können Sie auch, entgegnete der Baron mit Selbstgefühl, aber besser ist's, ich kenne sie nicht.“ Er verbeugte sich und gieng.

Die Maasregeln, welche zur Vertheidigung des Schlosses getroffen sind, fuhr der alte Graf nach einer Minute allgemeinen Stillschweigens fort, sind folgende . . . . Sollte man nicht zuvor, fiel Carl von Altheim ein, einen letzten

Versuch machen, durch eine klare und bündige Darstellung der Lage der Dinge die Extreme der beiden Partheien in der aufrichtigen Ergreifung der constitutionellen Monarchie zu vereinigen? Ich habe hier einige Gedanken zu Papier gebracht, die unmaßgeblich .... Lassen Sie doch hören, mein lieber Baron, rief Philipp lachend, ich bin im Voraus überzeugt, daß wir vierundzwanzig Stunden nach Bekanntmachung derselben das allgemeine Versöhnungsfest aller Partheien feiern werden. Das neue Frankreich gefällt sich in Versöhnungsscenen, und vielleicht gelingt es uns, den bösen Geist zu bannen und die Partheien auf zweimal vierundzwanzig Stunden zu verschmelzen. — Dein Spott, mein Sohn, verwies ihm der alte Graf, ist am unrechten Orte angebracht. Sie, lieber Baron, meinen es gut, aber die Sachen sind auf einen Punkt gediehen, wo Worte nichts mehr helfen und nur Muth und Kraft den sinkenden Thron retten können.

Der Herzog von Roquelaure! meldete ein Bedienter. — Der Oberceremonienmeister Sr. Majestät! sagte Graf Ambrugeac; es muß etwas Wichtiges vorgefallen seyn. — Meine Herren!

rief der Herzog, hastig eintretend, aus: es ist Alles verloren; ich nehme Ihren Beistand in Anspruch. Jeder treue Diener der Krone ist dazu verpflichtet. Wenn hier nicht schleunig Hilfe geschafft wird, ist es um die Monarchie geschehen. — Mein Gott! Was ist vorgefallen? riefen mehrere Stimmen. — Versündigen Sie sich nicht gegen die Etikette, Herr Herzog, flüsterte ihm Philipp in die Ohren; Sie haben diesen Damen noch nicht Ihr Compliment gemacht, und das darf nicht vergessen werden, wenn auch die Tuilerien in Flammen ständen. — Sie haben recht, lieber Graf, ich danke Ihnen, il ne faut jamais manquer aux convenances, sprach der Herzog, sich sammelnd, und küßte den Damen die Hand. Aber freilich, fuhr er gemäßigter fort, die Sache ist zum Verzweifeln und zerreißt das Herz eines alten treuen Dieners der seit mehr als dreißig Jahren an der Spitze der Geschäfte steht. — Fassen Sie sich, lieber Herzog, ermahnte ihn der alte Graf. — Ich will mich fassen, versetzte der Herzog seufzend, obwohl alles auf dem Spiele steht. — Was hat es denn gegeben? fragte der Vicomte. — Etwas Unerhörtes in den Annalen

des Hofs der Könige von Frankreich, antwortete der Herzog. Denken Sie sich, ein General von der Armee des Marquis Lafayette kommt in den Tuilerien an .... Irgend ein Aufruhr in der Armee vielleicht? fragte Graf Ambrugnac erschrocken. — Nein! versetzte der Herzog trocken, viel schlimmer. Dieser General kommt in den Tuilerien an und verlangt den König zu sprechen. Ich betrachte ihn und erwiedere: „das ist unmöglich, mein Herr!“ Wie so? fragte er erstaunt, ich bringe wichtige Depeschen. „Thut nichts, antwortete ich, so wie Sie hier sind, können Sie Se. Majestät nicht sprechen.“ Warum denn? fragte er weiter. „Ich führe ihn vor einen Spiegel und sage: betrachten Sie sich einmal, lieber General!“ „Nun! fragt er barsch, ich sehe nichts an mir. — Sehen Sie denn nicht, daß Sie ein buntes Halstuch anhaben? Was thut das? entgegnet er mit frecher Miene. — Ich fahre zurück, zittere und erbleiche: gerechter Gott! Was thut das? Welche Frage! Wissen Sie denn nicht, daß das gegen alle Hofetikette ist? — O tempora! O mores! fiel Graf Philipp komisch ein. — Ja wohl! seufzte der Herzog. Ich fordere ihn auf, in sein

Absteigequartier zurückzukehren und ein ordonnanzmäßiges Halsband anzulegen. Er schützt die Dringlichkeit seiner Depeschen vor und beharrt auf seiner Forderung. Die Verzweiflung ergreift mich; ich blicke Hilfe suchend umher, ich gewahre in der Nähe einen Leibgardisten, mein guter Genius gibt mir einen Gedanken ein, ich knüpfe ihm, zitternd mit eigener Hand, das Halsband los und ersuche den General, es anzulegen. Er weist es mit den Worten von sich: »Er habe nicht Zeit, sich mit solchen Possen der Hofceremonie abzugeben.“ — Welche Blasphemie! rief Philipp spottend aus. — »Possen der Hofcermonie! fuhr der Herzog pathetisch fort. Ich war versteinert. Ich bitte, ich beschwöre ihn bei Allem, was heilig ist. Umsonst, er geht und erscheint vor des Königs Majestät — in einem bunten Halstuche.“ Der Herzog schwieg und warf wehmüthige Blicke um sich. — Das ist der letzte Tag der Monarchie, sagte Graf Philipp mit erkünstelter Rührung. — Sie haben Recht, stimmte der Herzog bei; es ist die Vollendung der Revolution, der letzte Schritt zum Umsturz des Throns. — Ich dächte, Sie beruhigten sich, tröstete ihn

der alte Graf. Es ist freilich ein Verstoß gegen alle Ordnung, aber da im Augenblicke dem Thron noch größere Gefahren drohen, so wollen wir über die Mittel .... Größere Gefahren! rief der Herzog erstaunt aus, das ist ja rein unmöglich, aber, fügte er auf die Uhr sehend hinzu, es ist schon neun Uhr, ich muß eilen, um die Escortirung des Königlichen Souper gehörig anzuordnen. Der Herzog nahm hastig Abschied. — Neun Uhr, rief Graf Ambrugeac, mein Gott! ich habe mich zu einem Pikenik versagt. Sans adieu, Messieurs et Mesdames! — Neun Uhr, lispelte der Vicomte in affectirter Entzückung, die Schäferstunde hat geschlagen. Er verbeugte sich mit vielsagender Miene rings umher und gieng. — Soll ich Ihnen nicht den Schluß meiner Abhandlung über den Einfluß der Kleidung auf die Sitten und Institutionen der Völker vorlesen? fragte Carl von Altheim die Gräfin Emilie. Sie nickte bejahend; er reichte ihr den Arm und gieng. — Um neun Uhr habe ich die Putzmacherin bestellt, sagte Gräfin Antonie und verließ das Zimmer.

Kummervoll, aber fest, stund der alte Graf

und sah einen nach dem andern weggehen. „Das sind die Menschen, sprach er dann mit bitterem Unmuth, auf die der Thron seine letzte Hoffnung setzt! O, mein Sohn Philipp, wendete er sich mit Wehmuth zu diesem, du hast Kraft und Muth. Warum fehlt es dir doch an Begeisterung für eine edle Sache? — Mein Vater, erwiederte der Sohn mit ungewohntem Ernst, ich bin der Begeisterung fähig für jede wahrhaft große Sache, aber hier dieses kleinmüthige Königthum und dort jener trunkene Pöbel können mich nur mit Verachtung erfüllen. Der Herrscherstab dieser alten Monarchie entfällt ohnmächtigen Händen, und der nächste beste Abenteurer wird ihn aufheben, denn dieses Volk ohne Willen und ohne Kraft, ein Spielzeug jedes Phantasten, ist der Freiheit weder würdig noch fähig. Der Thron fällt, ich will ihn nicht halten. Es ist kein Heil, ob er stehe oder falle. — Du magst recht haben, versetzte der Vater nach einer Pause tiefen Nachdenkens, aber mich knüpfen Ehre und Dankbarkeit an das alte Haus unserer Könige. Ich habe im Glück dem Thron zur Seite gestanden,

ich will ihn im Unglück nicht verlassen. Fällt er, so begrabe ich mich unter seinen Trümmern.

* * *

Wenige Tage vor der verhängnißvollen Catastrophe, die den alten Thron der Capetinger stürzte, saß der unglückliche Ludwig in seinem Cabinet: vor ihm auf seinem Schreibtische stund die Büste des Dauphin; er las aufmerksam in einem Buche, dessen Inhalt ihn sehr zu ergreifen schien, denn er legte es von Zeit zu Zeit weg, starrte gedankenvoll bald den Fußboden, bald die Decke des Zimmers an, und in seinen Gesichtszügen malte sich eine Aengstlichkeit, die er nicht zu bemeistern vermochte. Jetzt erhob er sich und ging mit ungewissen Schritten einigemal das Zimmer auf und ab; plötzlich blieb er am Tische stehen, griff kampfhaft nach einem zusammengerollten Kupferstiche, der auf demselben lag, entfaltete ihn mit zitternden Händen, starrte mit fast leblosen Augen darauf hin und schauderte wie im Fieberfrost zusammen — es waren die melancholischen Züge Carls I. von England die ihn düster und fast prophetisch anblickten. Das Papier entfiel seinen Händen, er stund un-

beweglich und es ward dunkel vor seinen Augen; nach einigen Minuten schüttelte er sich, als ob er aus einem bangen Traum erwachte, stampfte zornig auf den Boden und rief mit halb erstikter Stimme: „Nein! nein! so will ich nicht enden!“ Gleich darauf aber traten Thränen in seine Augen, seine Gesichtszüge gewannen wieder die gewohnte Aengstlichkeit und er setzte sich erschöpft in seinen Lehnstuhl nieder. Nach einer langen Pause kummervollen Nachdenkens sammelte er sich, zeichnete die Stelle in Carls I. Lebensgeschichte, die er gelesen hatte, machte das Buch zu und griff nach einem vor ihm liegenden Gebetbuche, das in großen goldenen Buchstaben die Aufschrift führte. Imitation de Jesus Christ. Nach einer Weile legte er das Gebetbuch weg, blickte mit sichtbarer Unruhe umher, griff nach einem Exemplar der Verfassungsurkunde, deren mehrere auf seinem Tische lagen, blätterte darin, und brach in die Worte aus: „Nein! Nein! Sie können mich nicht richten, sie können mich nicht verurtheilen, ich habe die Constitution nicht verletzt, das Veto steht mir gesetzlich zu!“

Die Thüre öffnete sich geräuschlos und ein

Kammerdiener des Königs trat mit leisen Schritten herein; er blieb in einiger Entfernung stehen und sah mit theilnehmenden Blicken auf den Monarchen, der wieder in stummes Nachdenken versunken war. Ein kleines Geräusch machte den König aufmerksam auf seine Anwesenheit, und als Ludwig den Kopf wandte, erblickte er Thränen in den Augen des treuen Dieners. „Clery!“ sprach er zu ihm mit bewegter Stimme und die Worte schienen ihm zu versagen; da knieete dieser nieder und küßte, mit dem Ausdrucke tiefer Ehrerbietung und inniger Anhänglichkeit, die Hand des Monarchen. Als er sich wieder erhob, sagte er leise, seiner Stimme kaum mächtig: „Graf Ferrand!“ Der König winkte bejahend.

Der König erhob sich schnell, ging einigemal rasch im Zimmer auf und ab, seine Züge glätteten sich und bald hatten sie sich wieder in jene Formen der Etikette gelegt, die zur Repräsentation erforderlich sind. Als der alte Graf in Generals-Uniform eintrat, rief er ihm lächelnd entgegen: „Guten Morgen, Graf Ferrand! Sieht es so kriegerisch aus, daß Sie in Uniform

erscheinen? Sie bringen uns doch gute Nachrichten; wir hoffen immer noch, daß die Verschwörer keinen Angriff auf das Schloß wagen werden.“ — Sire! erwiederte der Graf, der Degen an der Seite ist nöthiger, als je; wir müssen uns täglich auf einen Angriff gefaßt halten. — Meinen Sie? Ich denke doch, daß der drohende Anmarsch des Herzogs von Braunschweig das Volk von einem so gewagten Unternehmen abhalten werde, und daß wir die nöthige Zeit gewinnen können, seine Ankunft hier abzuwarten. — Sire! Eben dieser Anmarsch wird den Angriff dieser Empörer beschleunigen. — Glauben Sie? versetzte Ludwig mit einiger Aengstlichkeit. Dann bleiben uns aber noch hinreichende Mittel zur Vertheidigung übrig, fügte er etwas beruhigter hinzu. — Welche, Sire! wenn Eure Majestät erlauben? Wir haben nur die Handvoll Schweizer, auf die wir uns verlassen können. — Und die Gendarmerie und die Nationalgarde? fragte der König mit ängstlicher Erwartung. — Sire! Eure Majestät werden verzeihen, wenn ich mich ganz unumwunden ausspreche, denn Offenheit ist jetzt nöthiger, als je. — Reden Sie,

Graf, ich kenne Sie als treuen Diener. — Der bin ich, Sire! und werde es unter allen Umständen bleiben. Die Gendarmerie ist ganz unzuverläßig; wir haben ihren bösen Geist schon am 20. Juni kennen lernen. Was die Nationalgarde betrifft, so ist der eine Theil derselben schlecht gesinnt, dem andern fehlt es an Entschlossenheit. Urtheilen Sie nun selbst, Sire, ob es möglich ist, mit solchen Truppen das Schloß gegen eine mehr als zwanzigfache Uebermacht zu vertheidigen. — Aber was ist denn zu thun, was rathen Sie, Graf? fragte der König mit ängstlicher Stimme. — Sire! ich kenne keine andere Rettung, als daß Sie die Hauptstadt verlassen und ein Heer treuer Truppen um sich sammeln. — Nein, nein! rief Ludwig mit sichtbarer Aufregung aus, keine zweite Reise nach Varennes! — Aber, Sire! Eure Majestät..... Und wohin, wohin denn, unterbrach ihn der Monarch mit einiger Heftigkeit, wenn überall Verräther sind? — Sire! der Marquis Lafayette und seine Armee sind treu; er bietet Ihnen eine Zuflucht in Compiegne an und will Ihren Rückzug nach Cambrai decken, wenn Sie dort nicht

sicher sind. — Ludwig schwankte und zauderte mit der Antwort.

Lafayette! fiel hier eine Stimme ein, und als sie sich umwandten, erblickten sie die Königin, welche unbemerkt eingetreten war. Schon der blose Name dieses Generals schien Antoinettens ganze Empfindlichkeit rege gemacht zu haben, denn ihre Wangen glühten purpurroth, ihre Lippen waren aufgeworfen und ihre Augen strahlten. Lafayette! wiederholte sie bitter, lieber will ich die Krone wegwerfen, als ihre Erhaltung diesem Menschen verdanken! — Der König und der Graf waren in sichtbarer Verlegenheit und wußten im Augenblicke keine Antwort zu finden. Die Königin blickte von Einem auf den Andern, sammelte sich mühsam und sagte noch etwas aufgeregt: Verzeihen Sie, Sire, daß ich Sie unterbrochen habe; der Zufall führte mich hieher; es ziemt mir nicht, mich in Staatsgeschäfte zu mischen, aber der Name dieses Menschen, von dem wir so viele Kränkungen erfahren haben, bringt mich jedesmal in eine leidenschaftliche Bewegung. — Sie haben Recht, Madame, versetzte der König, aber beruhigen Sie

sich, denn ich bin mit Ihnen der Meinung, daß wir eher jeden andern Rettungsweg versuchen müssen, als uns dem Marquis in die Arme zu werfen. Sie sehen, Graf Ferrand..... fügte er, zu diesem gewendet, hinzu. — Ich sehe, erwiederte der Graf, sich gewaltsam bezwingend, daß Eurer Majestäten Abneigung gegen den Marquis unbezwinglich ist; ich erlaube mir daher einen andern Vorschlag. — Lassen Sie hören! – Der Geist in der Normandie ist gut; ziehen Sie sich auf das Schloß Gaillon zurück, um dort eine Wendung der Dinge abzuwarten. — Der König schwieg verlegen und schien eine Antwort von Seiten seiner Gemahlin zu erwarten; der Graf hustete. — Die Reise nach Varennes.... begann der König etwas stotternd, .... die Schwierigkeit, sich aus der Hauptstadt zu entfernen.... Der Herzog von Braunschweig hat.... Es freut mich, Sire, fiel die Königin ein, daß Sie in Ihren Ansichten mit mir übereinstimmen; ich würde sonst nicht gewagt haben, meine Meinung zu sagen, wenn sie der Ihrigen entgegen gesetzt gewesen wäre. Der Herzog von Braunschweig, lieber Graf, hat uns die

Versicherung gegeben, daß er uns unfehlbar befreien werde, und daß wir getrost seine Ankunft in den Mauern der Hauptstadt erwarten könnten. Ueberdieß würden uns gewiß diese Jakobiner in die Provinz nachfolgen und schwerlich möchte das Landvolk zu vermögen seyn, für unsere Sache die Waffen zu ergreifen, so gut auch dessen Gesinnungen sind. Was bliebe uns dann übrig, als uns in ein Fischerboot zu setzen, wie Jakob II von England, und dieses Reich als Flüchtlinge zu verlassen? — Ja, was bliebe uns dann übrig.... stimmte der König ein. — Lieber die Gefahr erwarten und hier auf dem Platze sterben, sagte die Königin entschlossen. — Ja, ja, wenn es seyn muß, fiel der König mit einem unwillkührlichen Seufzer ein. — Sire, erwiederte der Graf mit Ernst, ich weiß gewiß, daß in wenigen Tagen ein Angriff auf das Schloß geschehen wird, und welche Mittel haben wir, ihm Widerstand zu leisten? — Hm! Hm! sprach der König, es gibt Mittel, lieber Graf, die, die.... Ludwig blickte verlegen auf seine Gemahlin. — Diese fixirte einen Augenblick den Grafen und sagte dann entschlossen: Sire! Seiner erprobten

Treue können wir Alles vertrauen. — Der König lächelte jetzt mit schlauer Miene und sprach im Tone des überlegenen Politikers: Lieber Graf, der politische Krieg wird theils mit sichtbaren, theils mit unsichtbaren Mitteln geführt, und die letzteren sind meist wirksamer, als die ersteren. Was würden Sie von der Feinheit unserer Politik halten, wenn es uns gelungen wäre, das Oberhaupt der feindlichen Parthei selbst zu gewinnen? — Wen? fragte der Graf erstaunt. — Petion, versetzte der König mit der Miene der Ueberlegenheit. — Sire! begann der Graf im Tone des Zweifels. — Sie zweifeln, fiel der König ein, aber wir sind unserer Sache gewiß; das Gold ist allmächtig, und Petion wird den Angriff von Tag zu Tag verschieben, bis uns Braunschweig Hülfe bringt. — Sire! entgegnete der Graf, Eure Majestät verzeihen, wenn.... hat Ihnen Petion dieß selbst zugesagt? — Wo denken Sie hin, Graf, sagte der König etwas beleidigt, wir pflegen nie anders als durch dritte Personen zu unterhandeln. — Dann, sprach der Graf fest aber ehrerbietig, ich bin Euer Majestät die Wahrheit schuldig, dann muß ich glauben,

Sire, daß Sie durch diese dritte Personen getäuscht sind. — Wir geben unser Vertrauen nie an Unwürdige hin, Graf Ferrand, erwiederte die Königin in ziemlich lebhaftem Tone, während der König schwieg und seine Unruhe über die Möglichkeit dieser Täuschung und deren Folgen kaum zu verbergen vermochte. — Da sey Gott für, Madame, entgegnete der Graf mit ehrfurchtsvoller Freimüthigkeit, daß ich glauben sollte, Eure Majestäten könnten Ihr Vertrauen Unwürdigen schenken, aber, ich muß hier die Wahrheit sagen, die Geschichte bietet viele Beispiele dar, daß selbst die scharfsichtigsten Könige und Herrscher nicht selten getäuscht worden sind. Dem sey aber, wie ihm wolle, noch bleiben Euern Majestäten viele treue Diener, und wenn jeder derselben bereit ist, wie ich es bin, sein Leben für Ihre Rettung einzusetzen, so ist noch nichts verloren. — O Graf Ferrand, sagte der König mit weicher Stimme und nassen Augen, während er ihm gutmüthig die Hand reichte, hätte ich immer lauter so treue und uneigennützige Diener gehabt, wie Sie sind, so würde es jetzt um mich und mein Reich besser stehen. — Graf Ferrand,

sprach die Königin mit schöner Rührung, ich gestehe, daß ich manchmal bitter getäuscht worden bin und meine Gunst an Unwürdige verschenkt habe, und jetzt leider bin ich nimmer im Stande, treue Diener zu belohnen, wie sie es verdienen. — Der alte Graf schwieg tiefgerührt, und als er sich gesammelt hatte, beugte er das Knie vor der Königin, küßte ihre ihm dargebotene Hand und sagte mit noch bewegter Stimme: Ich habe in Ihrem Dienste gelebt, ich werde darin zu sterben wissen.

Etwa eine Stunde darauf gieng der König in den Staatsrath, um die wichtigen Angelegenheiten des Tags mit seinen Ministern zu erörtern. Graf Ferrand, nebst einigen andern vertrauten Dienern, begleitete ihn dahin. Während Ludwig durch die Zimmer des Schlosses schritt, blieb er häufig stehen und richtete einige Worte an Leibgardisten und Hofbediente, die er alle mit Vor- und Zunamen kannte, und deren kleine Angelegenheiten ihm nicht fremd schienen; er war äußerst redselig und man konnte in seinen heitern Zügen keine Spur irgend einer drückenden Sorge entdecken. An der Thüre des Staatska-

binets stund ein junger Leibgardist von schönem Wuchse und einnehmenden Zügen, der bei der Annäherung des Königs sein Gewehr anzog und in fester militärischer Haltung stehen blieb. „Nun, Adolph d'Orvilliers, redete ihn Ludwig an, du hast heute die Wache vor unsern Staatszimmern, laß ja keines unserer Staatsgeheimnisse entwischen; aber wir werden dich noch zu andern Diensten brauchen, und eine schöne Dame wird dir dießfalls unsere Verhaltungsbefehle ertheilen.« Der Leibgardist erröthetete und der König fuhr neckend fort: »Oder schämst du dich etwa von Damen Befehle anzunehmen? Dann können wir dich an unsern Kapitän der Garde weisen. Was macht dein Vater? Sein Vater ist der Baron Ludwig d'Orvilliers, der mit Ihnen im siebenjährigen Kriege diente, wandte er sich zu Graf Ferrand, ohne eine Antwort abzuwarten; seine Mutter ist eine geborne Surville; Sie kennen ja, meine Herren, ihr ehrenvolles Betragen gegen die Dubarry, um dessen willen sie von Hofe verwiesen wurde; nun, der Sohn ist auch so ein ächter Ritter, der Vater und Mutter Ehre macht; es fehlt ihm nur noch

an einer Dame seines Herzens.“ Eine hohe Röthe überzog die Wangen des Leibgardisten. Oder nicht? fuhr der König schäkernd fort. Nun es ist nimmer zu früh, du bist ja zwei und zwanzig Jahre alt. Richtig, meine Herren, morgen ist sein Geburtstag, er ist am 6. August 1770 geboren. Ludwig sah mit etwas triumphirender Miene umher, seine Umgebung verbeugte sich, um ihr Compliment über das unermeßliche Gedächtniß des Monarchen abzustatten. Vergnügt lächelnd schritt der König der Thüre zu, um in das Zimmer des Staatsraths einzutreten.

Die Minister waren bereits versammelt; auf einen Wink des Monarchen nahmen sämtliche Mitglieder des Staatsraths ihre Plätze ein. Auf dem Tische des Königs lagen englische und französische Blätter und Broschüren aller Art; er nahm bald diese bald jene zur Hand und durchlief sie mit schnellen Blicken. Während dessen kam ein Minister nach dem andern und legte ihm ausgefertigte Actenstücke zum Unterzeichnen vor; Ludwig unterzeichnete, ohne fast ein Auge von seiner Lectüre abzuwenden.

Hierauf öffnete der Minister des Innern sein Portefeuille und stattete einen Bericht über die Lage des Reichs, und besonders den Zustand der Hauptstadt, ab; der König schien einzelnen Stellen ein aufmerksames Ohr zu leihen, fuhr jedoch in seiner Lectüre fort, als ob es ihm ein Leichtes wäre, zweierlei Gegenstände des Nachdenkens zu gleicher Zeit aufzufassen. Nach dem Vortrag des Ministers eröffnete sich die Discussion des Staatsraths, an welcher der König keinen Theil nahm, jedoch aufmerksam zuhörte. Nach geschlossener Erörterung gab Ludwig seine Meinung ab, die er sich eben erst, wie er glauben machen wollte, durch die Discussion des Staatsraths gebildet hätte, die er aber schon fertig mit in das Conseil gebracht hatte. Sofort erstatteten andere Minister ihre Berichte, die der König häufig durch Abschweifungen unterbrach, welche nicht zur Sache gehörten. Wenn vom Innern und den bedenklichen Umständen des Augenblicks die Rede war, brachte Ludwig einige Details des Ackerbaus oder Gewerbfleisses zur Sprache; bei der Frage über den Krieg breitete er weitläufig seine geographischen Kenntnisse aus; bei diplomatischen

Fragen sprach er von den Sitten der Völker und den Lokalitäten des Landes, von welchem die Rede war; dann gieng er auf literarische Gegenstände, Anekdoten des Hofs und der Stadt über, und wenn ein Fremder eingetreten wäre, der nicht gewußt hätte, daß er sich hier in dem Staatsrath eines Königes befinde, so würde er geglaubt haben, in einer Kaffeevisite zu seyn.

Ein Huissier trat ein und flüsterte mit einem der Minister, der sich sofort zum König wandte und ihm eine Nachricht mitzutheilen schien. Ludwig wurde blaß und in seinen wechselnden Gesichts-Zügen schienen Unwillen und Aengstlichkeit mit einander zu kämpfen. In diesem Augenblicke öffneten sich beide Flügelthüren und eine Deputation der Nationalversammlung trat ein, um dem König ein Dekret zur Genehmigung vorzulegen. Ludwig erhob sich mit sichtbarer Verlegenheit; die Deputirten setzten sich, ohne die Einladung des Königs dazu abzuwarten, der seinen Verdruß hierüber nicht völlig zu verbergen wußte. Die Mitglieder der Deputation waren in ihrer gewöhnlichen Kleidung, und viele sogar, wie es schien, absichtlich sehr nachläßig gekleidet,

so daß ihr Anzug mit dem strengen Hofkostüme einen sonderbaren Contrast machte. Noch auffallender war ihr stolzes, keckes und zum Theil plumpes Benehmen in Gegenwart des Monarchen und seiner vornehmsten Räthe. Man sah deutlich, welchen Zwang sich der König anthat, um in den gemessenen Gränzen des Anstandes zu bleiben. Nachdem der Auftrag der Deputation vollzogen war, entfernte sie sich mit eben so wenig Ceremonie. Ludwig blieb noch eine Weile wie erschöpft sitzen: dann gab er das Zeichen, daß der Staatsrath aufgehoben sey. Im Weggehen wendete er sich mit ungewöhnlicher Heftigkeit an den Grafen Ferrand: „Sie sehen, lieber Graf, daß es fast nimmer zum Aushalten ist. Die Vorrechte, welche sich diese Menschen anmaßen! Sich beide Flügelthüren öffnen lassen, welche Auszeichnung doch nur Mitgliedern der königl. Familie gebührt! Sich setzen, ehe ich ihnen die Erlaubniß dazu ertheilt habe! Kein Costüm, diese absichtlich nachläßige Kleidung! Bin ich Souverain oder ist es diese Nationalversammlung? Auf diese Weise ist nicht länger zu regieren!« Graf Ferrand hütete sich den Erguß des königl.

Unwillens zu unterbrechen, nicht aus feiger Wohldienerei, sondern weil er seinen König nicht kränken wollte, der aus Gewohnheit an diesen Formen der Etikette hieng und ihnen mehr Werth beilegte, als sie in so bedrängten Umständen der Krone und in einer solchen Krisis des Reichs verdienten.

* * *

Am Ufer der Seine, der Insel Saint-Louis gegenüber, stunden zwei Männer; der eine derselben war von mehr als mittlerer Größe und starkem Knochenbau; er trug weite Pantalons, Stiefel, blaue Jacke und rothe Mütze. Der Mond beschien eben sein Gesicht; er war blaß und seine Wangen eingefallen, wie die eines Wüstlings. Frivolität war der vorherrschende Zug darin; die Augen waren matt und blitzten nur bisweilen von einem düstern Feuer. Der andere war klein und zartgebaut, aber von üppigen Formen und schönem Ebenmaas der Glieder; er trug lange Hosen und Schuhe, die einen niedlichen Fuß zeigten, blauen Frack und weiße Weste; unter dem runden Hute wallte eine reiche Fülle brauner Locken über den Nacken herab. Seine linke Hand ruhte, gestreckt

herabhängend, in der rechten des größern Mannes; sie stunden Achsel an Achsel; dieser beugte sich mit den Worten zu ihm herab: „Einen Bruderkuß, theuester Grachus!“ Wie oft muß ich dir sagen, Cassius, erwiederte Jener in scherzhaftem Tone und stemmte ihm die flache Hand auf die Brust, um ihn von sich abzuhalten, daß du noch nicht auf der Höhe des Tages bist. Kuß und Umarmung gehören der alten Zeit an; der derbe Handschlag des Patrioten ersetzt jetzt beide. — Schicket euch in die Zeit, denn es ist eine böse Zeit, versetzte dieser, komisch seufzend, und gab den Versuch auf. — Bruder, fuhr Jener in munterer Laune fort, Alles unter dem Monde ist nur Form und Schein, deine grobe Jacke, deine wollene Mütze, deine ungekämmten Haare tragen Armuth und Patriotismus zur Schau, wie weiland die schmuzige Capuzinerkutte Demuth und Selbstverläugnung. Beide können zu Macht und Reichthum führen. Verliere deine Rolle nie aus den Augen, handle stets in ihrem Sinne — und dann ist es am Ende einerlei, auf welche Weise du die Staffeln der Ehre und des Genusses ersteigst. — Wohl gegeben, aber das Reich

der rothen Mütze, wenn es auch vollständig siegt, kann doch nicht ewig währen. — Desto besser, dann treten wieder Stern und Ordensband an ihre Stelle. Nur die Form wechselt, das Wesen bleibt immer dasselbe. Ein mittelmäßiger Kopf und ein weites Gewissen bequemen sich in alle Formen. — Du wirst doch damit nicht meinen Kopf meinen, Bruder Grachus? fragte Jener lachend. — Einfältiger Mensch! entgegnete dieser komisch zürnend. Wünsche dir nicht mehr, sondern lerne erkennen, was dir gut ist. Mit der Mittelmäßigkeit bringt man es am weitesten in dieser besten der Welten, denn auf jeder Stufe zu Macht und Ehre fördert uns die hilfreiche Hand unserer zahlreichen Vettern und Gevattern. Ein Gran Verstand weiter, als die dumme Menge besitzt, wird dir verziehen; mehr aber ist nicht gestattet. — Du hast recht, die aurea mediocritas schwebt noch von der Schule her in meinem Gedächtniß, und da sie einen goldenen Boden hat, wollen wir sie nicht verachten.

Ein abgemessener Ruderschlag ließ sich vernehmen, und von der Insel her gleitete ein Boot über den glatten Spiegel des Flusses. Es legte

an und die beiden stiegen schweigend ein. „Alles sicher!“ fragte einer von ihnen die Schiffer, ehe sie den Fuß ans Land setzten. — Die alten Sterne strahlen in der alten Herrlichkeit, versetzte einer von ihnen und verzog spöttisch den Mund. — Aber nur incognito, fügte der Fragende lachend hinzu und sprang an das Ufer. Sein Begleiter folgte ihm eben so rasch. Sie giengen vorsichtig weiter und schienen absichtlich jedes Geräusch zu vermeiden. An einem großen alterthümlichen Hause stunden sie stille. Die Fenster waren dunkel und keine lebendige Seele rührte sich. Der Größere der Beiden legte die Hand auf die Schnalle und drückte zugleich an einer verborgenen Feder. Die Thür fuhr auf; sie traten ein und schloßen sie sachte wieder hinter sich. Sie giengen leise durch eine breite, aber völlig dunkle Hausflur. Das Haus schien gänzlich unbewohnt und wie ausgestorben. An einer Thür, die in den Hinterhof führte, blieben sie stehen. Einer hob den Hammer, der mit Leder umwikelt war, und gab damit sieben abgemessene Schläge, die nur dumpf ertönten und nicht in die Ferne drangen. Nach einer Pause ließ sich jenseits der Thüre ein leises

Pochen vernehmen, wie von den Schlägen eines leichten Stabs an die Dielen des Thors; es ertönte siebenmal in abgemessenen Pausen. Wiederum tiefe Stille. „Was trägst du für ein Gewand, daß du Einlaß begehrst? fragte jenseits eine dumpfe Stimme. — Ich bin in das bunte Fell des Tigers gehüllt, aber mein Herz ist weiß wie die Lilie, war die Antwort. — Wo strahlt Frankreichs Stern? fragte die Stimme weiter. — In den Mauern von Coblenz. — Wohin birgt sich die verfolgte Treue? — Hinter siebenfaches Schloß und Riegel.

Die Thüre öffnete sich und sie traten in einen viereckigen, rund von Gebäuden eingefaßten Hof. Alle Läden waren geschlossen und nirgends zeigte sich der Schein eines Lichtes. Aus dem Innern des Hintergebäudes ließen sich dumpfe verworrene Töne vernehmen. Sie öffneten die nächste Flügelthüre. Der Corridor war hellbeleuchtet. „Hier ist Frankreichs Stern noch nicht untergegangen," rief der Kleinere der Beiden spottend aus und flog die Treppe hinauf.

Sie traten in einen reichverzierten Saal. An einer langen Tafel saß eine glänzende Ge-

sellschaft. Orden aller Art prangten auf gestikten und bordirten Kleidern. Der republikanische Anzug der beiden Ankömmlinge bildete damit einen sonderbaren Contrast. Man saß bereits am Dessert und die Dienerschaft war abgetreten. Das Gespräch war so lebendig, daß fast Niemand die Eintretenden bemerkte. Der Größere derselben ging rasch auf die Tafel zu und rief mit lauter Stimme über sie hin: „Im Namen des Gesetzes, ich verhafte euch!„In einem Nu flogen Alle von ihren Sitzen auf. Einige rannten verwirrt hin und her, andere suchten nach ihren Waffen. Mitten in diesem allgemeinen Aufruhr erschallte plötzlich ein unbändiges Gelächter; es ging von einer Gruppe aus, die sich zunächst der Thüre um die Angekommenen gesammelt hatte. „Franz von Ambrugeac!“ rief eine Stimme aus der Gruppe. Ah! ah! tönte es durch den Saal und Alle stimmten in das Lachen ein.

„Sie hätten uns fast in Schrecken gesetzt, lieber Graf, wenn adeliche Gemüther je für die Eindrücke der Furcht empfänglich wären, sagte der Vicomte Dugommier und reichte dem Mann mit der rothen Mütze die Hand. Jetzt aber,

mein Bester, müssen Sie sich travestiren, ich kann diesen jakobinischen Aufzug nicht leiden; er stört die Illusion unseres Souper. — Wen hast du denn da mitgebracht? fragte der alte Graf Ambrugeac seinen Sohn und warf forschende Blicke auf dessen Begleiter. — Es ist Cajus, der jüngere der Grachen, erwiederte der Sohn lachend. — Den aristokratischen Namen möchte ich wissen, den geborgten kann er hier ablegen, fuhr der alte Graf fort. — Betrachten Sie ihn einmal, mein Vater, versetzte der Sohn und nahm seinem Begleiter den Hut ab, dessen reiche Locken nun wild über das Gesicht herabfielen. — Ach, du mein Gott! rief der alte Graf verwundert aus, es ist die Baronesse Doulevent! Du glücklichster der Sterblichen! Wie oft habe ich zu diesen Füssen vergebens geseufzt! fügte er hinzu und führte die Hand der Baronesse zu seinem Munde. — Sie müssen bedenken, mein Freund, daß unsere Zeiten beinahe vorüber sind, und daß der Vater oft da vergeblich seufzt, wo der Sohn erhört wird, wies ihn der Vicomte mit weiser Miene zurecht. — Ich hoffe nicht, meine Herren, fiel die Baronesse scherzend ein, daß Sie entre

Vous über meine Person verfügen werden. Wenn ich hieher kam, so geschah es aus reinem Patriotismus, und der junge Graf versah dabei die Dienste meines Paladin, weil ich doch nicht ohne Begleiter kommen konnte. — Gewiß und wahrhaftig, schöne Baronesse, rief ein junger munterer Mann ironisch aus, einen bescheidenern Paladin hätten Sie sich nicht wählen können. Wer die Ehre hat den Grafen Franz von Ambrugeac zu kennen, weiß, daß er Sie durch alle fünf Theile der Welt führen würde, ohne daß Ihre Tugend, weder bei Tag noch bei Nacht, in Gefahr käme. — Du stehst in einem schlechten Kredit, mein Sohn, sagte der alte Graf zweideutig lächelnd. — Alle Titel, erwiederte leichtfertig der junge Graf, erben, wie Sie wissen, vom Vater auf Sohn über. — Nun, nun, entgegnete der Vater lachend, mein Ruf ist neuerdings so ziemlich gut. — Mit den Jahren werde ich mich auch bessern, versetzte der Sohn mit einer komischen Verbeugung. — Schweigen Sie doch, meine Herren, rief ein dicker Herr schmunzelnd aus und warf bedeutsame Blicke auf die Baronesse, tugendhafte Ohren sind leicht beleidigt. — Dem

Reinen ist Alles rein, sagte der junge Graf und verbeugte sich mit einem sprechenden Blicke gegen die Baronesse. — Mehr Salbung, hochwürdiger Herr, wenn Sie eine Stelle aus der heiligsten aller Schriften citiren, erwiederte die Baronesse lachend. Sie haben die Tugend der Heuchelei noch nicht vollkommen inne, sonst aber fehlt es Ihnen an keiner der Cardinaltugenden. Schade um das alte Regiment, Sie hätten manche Sprosse auf der Leiter des Priesterthums erklimmen können. — Und wäre er zur dreifachen Kröne gelangt, so hätte es dem modernen Gregor an einer Matthilde nicht gefehlt, fügte der dicke Herr, sich gegen die Baronesse verbeugend, hinzu und lachte aus vollem Halse. — Versündigen Sie sich nicht an Sr. Heiligkeit, sonst müssen Sie zu Canossa im Costüm Heinrichs IV Buße thun, rief ihm eine Stimme warnend zu. — Da will ich nicht hinsehen, wie die geistliche Freundin des siebenten Gregor that. Gott behüte mich in Gnaden vor diesem Anblick! sagte die Baronesse frei scherzend uud Alle erhoben ein schallendes Gelächter. — Die Travestie! erinnerte der alte Graf Ambrugeac ungeduldig;

ich kann keine Jakobinermütze vor mir sehen. — Die Baronesse und der junge Graf begaben sich in ein Nebenzimmer und erschienen bald darauf in aristokratischem Anzug; doch hatte die Baronesse die männliche Kleidung beibehalten. Sie war das einzige weibliche Wesen in dieser Gesellschaft.

Die Laune der Gäste wurde immer muthwilliger. „Nun, Graf Ambrugeac, rief einer diesem spottend zu, sind Ihre Waffen schon im Stande? Sie werden doch im Schlosse nicht fehlen, da es jetzt gilt, Thron und Altar zu vertheidigen.“ — Ohne Zweifel, lieber Marquis, versetzte dieser, werde ich mich einfinden, um Zeuge der tapfern Thaten zu seyn, welche Sie thun werden. — Der Marquis, fiel ein Anderer lachend ein, ist ein Philantrop, gleich des Königs Majestät, er liebt die Franzosen und will ihr Blut nicht vergießen. — Der gute König, sagte ironisch ein Dritter, er ist so fromm, und schließt sich mit einem hochwürdigen Abbé in sein Cabinet ein, um für die Erhaltung seiner Krone zu beten. — Vielleicht läßt sich der Himmel bewegen, zu Gunsten des Hofs und der hohen Noblesse ein

Wunder zu thun, sprach ironisch der junge Graf Ambrugeac. — Sie verdienen es so sehr, fügte die Baronesse beissend hinzu. — Ich hoffe, fuhr der junge Graf spottend fort, daß der ritterliche Adel Ludwigs XVI ihn mit seinen Leibern decken werde. — Was Ludwig XVI! rief Einer dazwischen, an dem Thron ist mehr gelegen, wenn nur wenigstens dieser stehen bliebe. — Dann könnte sich Ludwig XVI getrost zu seinen Vätern versammeln, fügte ein Zweiter hinzu.

Wissen Sie auch, daß der Herzog von Roquelaure ernstlich krank ist? fragte der Vicomte seinen Nachbar. — Die verletzte Etikette hat ihm ein Fieber zugezogen, scherzte der junge Graf Ambrugeac dazwischen. — Gott schenke ihm eine selige Urständ! Was thut er auf der Welt? Wenn der Thron fällt, müssen die Oberceremonienmeister zu Grabe gehen, fiel die Baronesse ein. — Sie reden von dem geistreichen Roquelaure? rief eine Stimme über die Tafel herüber. Er würde gewiß gerne sterben, wenn er nur wüßte, wie es jenseits mit der Etikette gehalten wird. — Hoffentlich, sagte ein

Zweiter, steht der Thron Sr. göttlichen Majestät fester, als der des Königs von Frankreich, und einen bessern Oberceremonienmeister kann der liebe Gott nicht bekommen, als der Herzog von Roquelaure ist. — Wer wird ihn wohl in den himmlischen Cercle einführen? fragte ein Dritter lachend. — Wenn er nicht wenigstens durch den Erzengel Raphael eingeführt wird, begiebt er sich lieber in die Hölle, antwortete ein Vierter. — Da thut er wohl daran, scherzte ein Fünfter, denn dort wird er mehr Majestäten vorfinden, als in den himmlischen Hallen. — Es ist auch kein Ort für gute Gesellschaft, ergänzte ein Sechster, das ewige Einerlei des himmlischen Manna, wenn es auch noch so wohlschmeckend ist, muß in die Länge einem feinen Gaumen doch entleiden, und dann das ewige Anschauen der Herrlichkeit Gottes und das Hallelujah der lieben Engelein — c'est pour s'ennuyer! — C'est bon pour la canaille, fügte ein Siebenter trocken hinzu.

Der alte Graf Ferrand trat mit seinem Sohne ein; beide trugen bürgerliche Kleidung. Der alte Graf ging aufrecht und langsam der

Mitte der Tafel zu. Als die Gäste seine hohe Gestalt und sein ernstes Angesicht erblickten, schwieg plötzlich das laute Gespräch, die Lacher verstummten und Alle blickten wie beschämt auf die stattliche Figur und die würdevollen Züge dieses hohen Mannes. „Sie sehen hier, lieber Vater, begann der Graf Philipp ironisch, eine Versammlung loyaler Unterthanen, die Tag und Nacht an Nichts denken, als an ihren guten König, und die für die Rettung Ludwigs XVI nicht nur Gut und Blut, sondern jeden Augenblick tausend Leben einzusetzen bereit sind. Der Schmerz um ihren Monarchen hat sie stumm gemacht.“ Der alte Graf warf ihm einen verweisenden Blick zu und sagte, zur Gesellschaft gewendet: „Verzeihen Sie, meine Herren, daß ich mich hier eindränge; mein Sohn hat mir gesagt, daß sich hier eifrige Freunde des Königs über die Mittel berathen, ihm zu dienen, und da wollte ich nicht fehlen.“ Alle schwiegen in sichtbarer Verlegenheit. „Ja, ja, die Zeiten sind kritisch, wie gesagt.... stotterte endlich der Vicomte Dugommier. — Um so mehr Opfer, meine Herren, fiel Graf Ferrand ernst

ein, müssen wir der guten Sache bringen.“ — Ja, ja, was die Opfer betrifft.... seufzte Graf Ambrugeac. — „Haben Sie die schöne Baronesse schon begrüßt, lieber Graf?“ fragte einer der Gäste, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben. — Sie ist die einzige Dame, welche sich in dieser loyalen Versammlung eingefunden hat, fügte der Vicomte arglos hinzu. — Das ist wirklich einzig, erwiederte Graf Ferrand mit einem sarkastischen Lächeln. Madame! fuhr er lakonisch fort und verbeugte sich gegen die Dame, ich mache Ihnen mein Compliment. — Sie ist mit meinem Sohne, dem lockern Zeisig, gekommen, sagte Graf Ambrugeac. — Das ist noch einziger, versetzte Graf Ferrand laut genug, um gehört zu werden. — Mein Herr Graf!.... fuhr der junge Graf Ambrugeac auf. — Was beliebt? entgegnete dieser kalt, trat ihm einen Schritt näher und faßte ihn scharf ins Auge. Jener biß sich in die Lippen und schwieg mit schlecht verhehltem Grolle. Eine Pause allgemeiner Verlegenheit trat ein.

„Meine Herren! begann Graf Ferrand und warf seine Blicke über die Tafel hin, ich

halte Sie Alle, wie Sie hier sind, für die ergebensten Unterthanen und Diener des Königs?“ Ein Murmeln der Bejahung ließ sich vernehmen. „Sie wissen, fuhr er fort, in welcher bedrängten Lage sich der König befindet; alle Hülfsmittel, welche das Königthum und dessen Anhänger nur immer aufbieten können, sind erforderlich, um ihn aus dieser Krisis zu reissen. Zu allen Unternehmungen, meine Herren, ist, wie Sie wissen, vor allen Dingen Geld erforderlich, und, meine Herren, leider sind die Fonds der Civilliste fast gänzlich erschöpft.“ Der Graf warf seine Blicke über die Versammlung hin. Alles schwieg, er sah nur verlegene Gesichter. „Diese Herren, fiel Graf Philipp spottend ein, berechnen bereits ihr Vermögen in Summa, um es auf die Stufen des Throns niederzulegen.“ Diese Worte erregten da und dort ein unterdrücktes Lachen. „Meine Herren, fuhr der alte Graf fort und blickte ernst umher, ich habe mein ganzes Vermögen dem König angeboten, und ich will es mit Freuden hingeben, wenn ich dadurch meinen gütigen Monarchen retten kann. Meine Herren! ich erblicke Viele hier, die, wenn

sie nur die Hälfte, nur den dritten oder vierten Theil von dem, was sie des Königs Güte verdanken.... Er hielt inne und schien eine Antwort zu erwarten. Kein Laut ließ sich vernehmen. „Und Sie, Herr Marquis, redete jetzt der Graf einen besternten Pair an, wollen Sie nicht einen Theil der Gelder, welche Sie in der englischen Bank liegen haben, der Sache Ihres Königs zum Opfer bringen? — Il est vraiment fou, il me croit capable de me sacrifièr pour un rien, pour un roi presque prisonnier, murmelte der Angeredete zwischen den Zähnen. — Wenn einige hundert Louisd'or.... stotterte der Graf Ambrugeac. — Der alte Graf sah ihn mit feuersprühenden Augen an und die Röthe des Zorns stieg auf seine Stirne, aber er bezwang sich und sagte im Tone der Verachtung: „Behalten Sie Ihre einige hundert Louisd'or bei den tausenden, welche Sie des Königs Güte verdanken. Meine Herren! fuhr er fort, der König weiß nichts von dem Schritte, den ich hier bei Ihnen gethan; er wollte nicht einmal von mir irgend ein Opfer annehmen, bis ich ihn als um eine höchste Gunstbezeugung darum bat. Meine

Herren! Jeder treue Unterthan sollte sich geehrt finden, wenn der Monarch ihn würdigt, in bedrängten Zeiten ein Opfer von ihm anzunehmen .... ich danke dem Himmel, daß mein König diesen schwarzen Undank nicht kennt, er würde sein Herz zerreissen. Leben Sie wohl, meine Herren!“ Er warf einen Blick der Verachtung auf die stummen Zuhörer und entfernte sich mit stolzen Schritten. „Welches Intermezzo bei Ihrem patriotischen Festgelage!“ sagte Graf Philipp lachend, verbeugte sich und folgte seinem Vater. „Der alte Don Quichotte der Monarchie!“ platzte der junge Graf Ambrugeac heraus. „Wer hat Das gesagt?“ rief Graf Philipp mit drohender Stimme, drehte sich um und seine Augen flammten. Alles schwieg. „Ein Schuft hat es gesagt, fügte er in schneidendem Tone hinzu, er kann bei mir seine Genugthuung holen.“ Er verbeugte sich nochmals und ging.

Die Gesellschaft, welche an diesem abgelegenen Orte: im Stillen ihre Orgien zu feiern pflegte, wie in der guten alten Zeit, gieng einzeln und mit Vorsicht auseinander, nachdem sie sich zuvor

in schlichte Bürger travestirt hatte. „Nun, Tiberius Grachus, sagte unterwegs die Baronesse zu dem jungen Grafen Ambrugeac, du siehst, wie die Sachen stehen; mit dem Thron wird es bald zu Ende seyn; es ist Zeit, daß wir in allem Ernst die rothe Mütze auffsetzen. Wie steht es mit deinem Vater, dem alten Geck?“ — Er will nichts von der Emigration hören, weil er dadurch seine Güter aufs Spiel setzen würde, und hofft noch immer sich zwischen den Partheien durchstehlen zu können. Er hat mir die Adresse eines politischen Taschenspielers gegeben, bei dem ich mich über den Stand der Dinge Raths erholen soll. — Er muß emigriren, du setzest dann die rothe Mütze auf und bist der Erbe seiner Güter. Man muß ihm einen heilsamen Schrecken einjagen, man muß ihn täglich so lange mit allen Hunden hezen, bis ihn die Angst über die Gränze treibt. — Wohl, zuvor aber muß ich von diesen Tugendspiegeln, den beiden Ferrands, Genugthuung haben; ich werde ihnen sogleich eine Ausforderung zuschicken. — Thor, der du bist, dein Leben an ein Nichts, an das Phantom der Ehre zu wagen!

Schiebe deine Rache auf, damit sie sicher und vollständig sey. Der Pöbel siegt, die rothe Mütze wird dir die beste Genugthuung schaffen.

* *
*

In der verhängnißvollen Nacht vom 10. August herrschte große Bewegung im Schlosse der Tuilerien; alle Fenster waren hellerleuchtet, in den Höfen des Pallastes brannten Pechfakeln, die ihren ungewissen und düsteren Schein auf die bewaffneten Gruppen warfen, die da und dort aufgestellt waren und alle Zugänge des Schlosses bewachten. Offiziere und Ordonnanzen giengen und kamen jede Minute und das Pflaster erzitterte von dem Hufschlag ihrer schnell dahineilenden Rosse; auf den Treppen, in den Corridors, in den Vorzimmern drängten sich bewaffnete Edelleute, Nationalgarden, Schweizer, Hofleute und Hofbediente aller Art. Es war ein buntes Gemälde der Eile, der Verwirrung, der Angst, des Schreckens, nirgends Ordnung, nirgends fester Plan und ruhiger Muth.

In einem Gemache des Appartements der Königin saß einsam die Gräfin Antonie Ferrand; das Zimmer war matt beleuchtet, auf

einer Erhöhung stund ein Bett mit geschlossenen Vorhängen. Gedankenvoll gieng die junge Dame auf und ab, bald horchte sie, wann sie die Thüre des Vorzimmers gehen hörte, bald lauschte sie an dem Fenster, dessen Vorhänge sie vorsichtig zurückzog. In dem Gemache wars still und einsam, während von aussen ein verworrener Lärm hereindrang, eine furchtbare Mischung verschiedenartiger Töne: das dumpfe Murmeln vieler Stimmen, der eintönige Ruf der Wachen, aus größerer Ferne das Rasseln der Trommeln, wildes Jauchzen dazwischen, von Zeit zu Zeit ein Kanonenschuß und Gewehrfeuer. Die Gräfin trat an das Bett und zog die Vorhänge auseinander; sie bückte sich auf einen Knaben nieder, der ruhig schlafend darin lag, und berührte leise mit ihren Lippen seine Stirne. „Armes, unschuldiges Kind, sprach sie seufzend und Thränen rollten über ihre Wangen, hier wirst du bald statt der Königskrone, die dir gebührt, den Dornenkranz der Märtyrer tragen. Wie ruhig schläfst du, süße Unschuld, und ahnest nicht, daß dir in dieser Nacht eine Krone verloren geht! O, unbegreiflich, fuhr sie nach einer Pause kummervollen Nachdenkens fort, sind die

Wege der Vorsehung, wie viele böse Fürsten haben seit einem Jahrtausend in diesem Reiche geherrscht und sind im Frieden gestorben auf ihrem Bette, und auf dieses guten Königs und seiner schuldlosen Kinder Haupt soll sich nun die Schuld der Jahrhunderte entladen! Ist denn keine Hilfe und Rettung weder auf Erden noch im Himmel? fügte sie fast verzweifelnd hinzu und sank betend auf die Kniee.

In diesem Augenblicke trat die Königin in das Zimmer; ihre stolze Gestalt war gebeugt, ihre Züge verstört. Die Angst der Gattin und Mutter malte sich in ihrem Gesichte; sie trat leise hinzu und kniete neben der Gräfin nieder. „O, meine königliche Gebieterin!“ rief diese im Tone des Jammers und beugte ihr Haupt tiefer zur Erde. Die Königin starrte halb besinnungslos bald auf den schlafenden Knaben, bald auf den Boden, bald an die Decke des Zimmers; sie konnte keine Worte finden, ihren tiefen Schmerz auszusprechen: endlich erleichterte ein Thränenstrom ihre gepreßte Brust; sie küßte die Wange ihres Sohnes, erhob sich gefaßt und setzte sich mit der Ruhe der Ergebung in ein unvermeid-

liches Schicksal, wiewohl sichtbar erschöpft, in einen Sessel. Die Gräfin erhob sich ebenfalls und blieb in einiger Entfernung ehrerbietig schweigend stehen. Nach einer Pause winkte die Königin ihrer Hofdame zu sich, faßte sie liebreich bei der Hand und sprach mit matter Stimme: Gute Ferrand! Wie wohl thut der Anblick treuer Diener in der Stunde der Gefahr! Ich habe vielen Undank erfahren in meinem Leben. Antonie, wirst du mich nicht auch verlassen, fügte sie fast weinend hinzu? — Nein, niemals, rief die Gräfin begeistert aus und sank auf ihre Kniee, weder im Leben, noch im Tode. — Ja, der Tod, der Tod, fuhr die Königin in schwermüthigem Sinnen fort, er droht uns von allen Seiten. Möge er mich allein treffen, mögen sie mein Leben hinnehmen, die Grausamen, wenn ich dadurch die Meinigen retten kann! O hättet Ihr den Mörder nicht verscheucht, hättet Ihr ihn zu mir dringen lassen, jetzt wäre der bittere Kelch vorüber, das Opfer wäre gefallen! vielleicht hätte mein Tod diese Wüthenden versöhnt, und jetzt soll ich leben um zweifach zu sterben, um unser aller Ende, um den Sturz des Thrones

und dieses alten Reichs zu sehen!“ Sie ließ das Haupt auf die Brust sinken und ihre thränenlosen Augen starrten zur Erde. Die Gräfin blickte mit tiefer Rührung auf ihre königliche Frau und weinte stille Thränen. „O, liebe Antonie, fuhr die Königin in einem halb wahnsinnigen Paroxysmus mit seltsam flüsternder Stimme fort, ich sah ihn diesen Mörder, wie seine Augen durch die offene Thüre funkelten, wie seine mordgierigen Blicke ihr Schlachtopfer suchten, ich sah die rothe Mütze auf seinem Haupt, die Pistolen in seinem Gürtel, ein breites Schwert trug er an seiner Seite und einen blitzenden Dolch in seiner Hand. Gute Ferrand, fuhr sie weiter fort, weißt du, wen er suchte? Die Königin von Frankreich, nein, die Oesterreicherin suchte er, die hassen sie, die wollen sie morden . . . . gehöre ich denn nicht Frankreich an, bin ich denn nicht die Mutter ihres jungen Königs? . . . . Nein! nein, ich bin die Fremde, die Verhaßte, die Verabscheute . . . . Sie werden mich finden, die Mörder . . . . O, mein armes, armes Kind! . . . . Mit diesen Worten, die ein lauter Schrei begleitete, stürzte sie der Wiege zu und nahm ihren Sohn aus dem

Bette. Die Gräfin konnte ihr nicht sogleich folgen, denn der theilnehmende Schmerz hatte ihre Kräfte gelähmt.

Das arme schlaftrunkene Kind rieb sich die Augen und sah mit verstörten Blicken umher; die Königin drückte es ungestüm an ihre Brust und bedeckte es mit Küssen; ihre Brust wurde erleichtert und ein Strom von Thränen machte ihr Luft. „Warum weint Mama?“ fragte der Knabe und streichelte theilnehmend die Wange seiner Mutter. „Ach, sagte die Königin in der Angst und Verwirrung, dein armer Vater, sie wollen ihn umbringen. . . . — Nein, nein, Mama, sey ruhig, tröstete das Kind in seiner Unschuld, sie thun ihm nichts zu leide, Papa ist ja so gut.“ — Die Königin setzte sich und nahm den Dauphin auf ihren Schoos. Sie schwieg lange, trocknete ihre Thränen, Ruhe und Würde kehrten auf ihr Gesicht zurück, dann brach sie in die Worte aus: »So muß ich aus dem Munde eines Kindes lernen, wie man Gott vertraut! Nein, sie thun ihm nichts zu leide, er ist ja so gut. Komm, mein Sohn, und wiederhole das Gebet für deinen guten Vater.“ Der Knabe kniete nieder, faltete

die Hände, hob die Augen gen Himmel und betete mit kindlicher Einfalt:

Ciel entends la prière
Qu' ici je fais!
Conserve un si bon père
A ses sujets!

„Ferrand! sagte die Königin in ihrem gewöhnlichen Tone, sorgen Sie für den Dauphin. Sie haben die Mutter in ihrem Schmerz gesehen, jetzt ruft mich die Pflicht der königlichen Gattin an die Seite meines Gemahls.“ Sie grüßte freundlich und verließ mit festen stolzen Schritten das Zimmer.

Nachdem Antonie den Dauphin wieder zu Bett gebracht hatte, setzte sie sich gedankenvoll auf einen Sessel. Die Thüre gieng auf und ein junger Mann in rundem Hut streckte den Kopf durch dieselbe. „Darf ich?“ fragte er und zog höflich den Hut ab. „Nur herein, d'Orvilliers, erwiederte Antonie, was bringen Sie für Nachrichten?“ Der als Bürger verkleidete junge Leibgardist zukte die Achseln und versetzte: „Leider schlimme: die Sectionen sind unter den Waffen, die Vorstädte im Anmarsch, die Marseiller in

ihren Kasernen zum Ausrücken fertig. — Wie steht es mit der Nationalgarde? Zieht keine der Sectionen dem Schloß zu Hülfe? — Auf wenige ist zu zählen; der Geist ist bei Vielen nicht schlecht, aber die Gutgesinnten sind lau, getrennt und wagen sich nicht zu zeigen. Nur auf unsere Schweizer ist, wie ich glaube, mit Zuversicht zu rechnen. — Haben Sie dem König schon Bericht erstattet? — Bereits durch unsern General. — Lieber d'Orvilliers, sprach Antonie nach einer Pause, Sie sehen, wie viel an diesem Augenblicke hängt, alle Thatkraft der Freunde des Königs ist erforderlich, die drohende Crisis abzuwenden. O, gehen Sie noch einmal und suchen Sie die genauesten Nachrichten einzuziehen. — Wissen Sie, Antonie, wohin Sie mich schicken? fragte der Jüngling mit einiger Bitterkeit. — In den Tod für Ihren König, wenn es seyn muß, erwiederte sie ruhig. — Ja, in den Tod, fuhr er schneidend fort, und in welchen Tod? In den schimpflichen Tod des Spions an dem Laternenpfahl, wenn man mich unter meiner Verkleidung entdeckt. — Sind wir nicht Alle unser Leben dem Könige schuldig? fragte sie aufstehend. — Freilich, gnädige

Gräfin, entgegnete er bitter, freilich sind wir das und was liegt mir am Ende an dem Leben, wenn ich sehe, mit welcher Seelenruhe mich Antonie in den Tod schickt! – Adolph, sprach Antonie ernst, dieses Herz gewinnt, wer Blut und Leben für seinen König wagt. — So will ich denn sterben, denn ich sehe, daß du mich nicht liebst und nie lieben wirst, rief der Jüngling ungestüm aus und stürzte aus dem Zimmer.

Die Thüren des Geheimenrathssaales stunden offen; Leute aller Art drängten sich in und ausser demselben. Als die Königin zurückkam, ging sie fast unbemerkt durch den wogenden Haufen und setzte sich erschöpft in eine Fenstervertiefung. Der Gemeindeprokurator Röderer wurde durch einen Huissier eingeführt. „Sie wissen, mein Herr, redete ihn der König mit einiger Heftigkeit an, welche Anstalten in den Vorstädten getroffen sind. Sie hören den Generalmarsch und die Allarmschüsse. Was hat der Gemeinderath zu meiner Sicherheit gethan? – Das weiß ich nicht, Sire, erwiederte der Gemeindeprokurator trocken. Das ist die Sache des Maire's der Stadt Paris. — Aber ich weiß gewiß, daß man diese Nacht

das Schloß angreifen und mich zur Abdankung nöthigen will, fuhr der König in gleicher Art fort. Der Gemeindeprokurator zuckte die Achseln.

Ein Huissier meldete den Maire der Stadt Paris. „Nun, Herr Petion, rief ihm der König entgegen, stehen Sie für die öffentliche Ruhe?“ — Ich werde alle möglichen Maasregeln ergreifen, und Ihre Majestät können darauf rechnen, daß die Bürger dieser guten Stadt nicht vergessen werden, was sie dem ersten Staatsbeamten schuldig sind.

Die Scene wurde immer lebendiger. Ein Huissier führte einen Offizier der Gendarmerie ein. — Was bringen Sie Neues, Herr Offizier? fragte ihn der König mit ängstlicher Eile. — Sire! erwiederte er, die Sektionen beginnen bereits ihre Bewegung. Die Haufen, welche sich sammeln, sind schon sehr stark. — Welche Anstalten treffen sie? — Das weiß ich nicht, Sire! doch bemerkte ich, daß noch ziemliche Unordnung in ihren Reihen herrschte. — Was weiter? — Sonst nichts, Sire! — Der König winkte ihm zum Abschied.

Sie sehen, Herr Petion, wendete sich der

Monarch zu dem Maire, daß diese Menschen an mein Leben wollen, und Sie haben noch keine Gegenanstalten getroffen. — Sire! erwiederte der Maire mit Achselzucken, man muß mit Vorsicht zu Werke gehen. — Das habe ich schon längst, vielleicht nur zu sehr gethan, versetzte der König mit einigem Unwillen. Herr Mandat, wendete er sich an den Befehlshaber der Nationalgarde, was ist Ihre Meinung? — Sire! meine Meinung ist, sogleich an alle Bataillons-Commandanten den Befehl zu schicken, daß sie auf der Stelle die Bürger ihres Bezirks zusammenrufen nnd so viele Freiwillige, als möglich, aufbringen sollen, welche auf das erste Signal bereit sind, mit ihren Fahnen und Kanonen dem Schloß zu Hülfe zu marschiren. — Ich genehmige Ihre Meinung, entgegnete der König, und ermächtige Sie, hierin nach Gutdünken zu handeln. — Der Befehlshaber der Nationalgarde machte eine Verbeugung und entfernte sich.

Eine bängliche Stille trat ein. Eine der anwesenden Hofdamen fragte leise einen Offizier, was er von der Vertheidigung des Schlosses halte. „Daß sie unmöglich ist, erwiederte er

urz und bestimmt, alle unsere Vertheidigungsmittel liegen in der Thatkraft des Königs, und diese fehlt ihm leider.“ Ein halblauter Seufzer unterbrach die Sprechenden, und sie sahen nicht ohne Bestürzung die Königin in der Fenstervertiefung sitzen.

Ein Kammerherr trat eilfertig ein. „Was für Nachrichten?“ rief ihm der König entgegen. — Sire, erwiederte er, die Volkshaufen verstärken sich von Minute zu Minute. — Man will an mein Leben, das ist gewiß, sagte der König halb für sich .... Etliche tausend Mann entschlossener Soldaten könnten viel thun, fuhr der Kammerherr fort; nur ist Eile nöthig, denn die Marseiller sind bereits auf dem Marsche, sich des Arsenals zu bemächtigen. — Sire! rief ein alter General aus und trat mit jugendlicher Munterkeit vor, vertrauen Sie mir den Befehl über die Truppen im Schlosse, und ich bürge mit meinem Kopfe für den Erfolg. — Der König schwieg unschlüssig und blickte ängstlich von einem auf den andern. „Meine Herrn! begann er endlich .... Sie Herr Maire .... So reden Sie doch .... Was ist Ihre Meinung? ....

Was glauben Sie, daß zu thun sey? .... Sire! erwiederte Petion mit einer tiefen Verbeugung, Ihnen, als dem Staatsoberhaupt, steht das Recht zu, Alles anzuordnen. — Das weiß ich wohl, fuhr der König in gleicher Unschlüssigkeit fort, aber, mein Herr .... meine Herren .... Sie, Herr Röderer .... ich möchte das Blut der Franzosen schonen .... Der Gemeindeprokurator neigte sich tief und sprach: Sire! das macht Ihrem Herzen Ehre und ohne Zweifel werden Ihre Majestät durch einen so großmüthigen Entschluß Ihre getreuen Unterthanen entwaffnen. — Ja wohl, Sire! bekräftigte der Maire mit einer Verbeugung, Ihre hohe Weisheit allein vermag Alles zu retten. — Ich liebe die Franzosen .... ich möchte nicht gerne Blut vergießen..... versetzte der Monarch in der Unschlüssigkeit seines Herzens.

In diesem Augenblicke hörte man schnell hintereinander mehrere Kanonenschüsse. „Das sind die Signale zum Marsch gegen die Tuilerien" rief eine Stimme. „Zu den Waffen! Zu den Waffen!" ertönte es durch den Saal. Im gleichee Moment trat ein Kammerherr ein und flüstertn

dem König zu: „Der Abbé Hebert!“ — Sogleich! versetzte der Monarch und entfernte sich schnell. — Ein Offizier stieß den Kammerherrn an und fragte ihn leise: „Wo ist der König hingegangen? — In sein Cabinet, um mit dem Abbé Hebert zu beten, erwiederte dieser troken.

* * *

In der Nacht vom 10. August wimmelten die Straßen der Hauptstadt von einer bunt gemischten Menschenmasse. Die verborgensten Höhlen und Löcher der unermeßlichen Stadt schienen ihre Bewohner ausgespieen zu haben, um die Schrecken dieser verhängnißvollen Nacht zu erhöhen. Es war ein gräßliches Gemisch von Weibern in Lumpen, von feilen Dirnen, von Räubern und Taschendieben, von Lastträgern, Taglöhnern und Handwerkern. Dazwischen erhoben sich einzelne Piken und Flinten. Der große Troß war ohne Waffen. Die Nationalgarde trat auf ihren besondern Waffenplätzen unters Gewehr. Die Pikenmänner zogen in hellen Haufen von den Vorstädten herein.

An der Kirche zum heiligen Grabe drängte sich ein Haufe des Pöbels durch die offenstehenden

Thüren. Ein Mann mit einer rothen Mütze blieb unter der Thüre stehen, besprizte die Eintretenden mit Weihwasser und sang in spöttischem Tone: Dominus vobiscum. — Et cum spiritu suo, antworteten einige Spaßmacher in gleicher Art, und die Menge umher brach in ein schallendes Gelächter aus. Pater noster qui es in coelis, fuhr ein Zweiter fort. Sanctificetur nomen tuum, antwortete ihm ein Dritter, und das Gelächter des rohen Haufens wurde immer wiehernder.

In Nischen stunden Statuen alter Könige und Heiliger beiderlei Geschlechts. „Was sind denn das für Pursche da mit der Bischofsmütze auf dem Kopf und dem Kreuze in der Hand?“ sagte ein zerlumpter Kerl und ergriff eine der Bildsäulen am Bart. — Das sind die geistlichen Taschenspieler der guten alten Zeit, die den Zehenten in ihre Taschen gespielt haben, erwiederte ihm ein Anderer. Die Zuhörer lachten. — Die macht ein recht frommes Gesicht, rief ein Fischweib aus, auf eine Heilige deutend, ich wette darauf, daß sie es bei ihren Lebzeiten auch wohlfeil gegeben hat. — Und dieser Tirann da mit der Krone auf dem Haupt und dem Scepter in der

Hand — wie er so stolz darein schaut! sagte ein Sansculotte und gab der Statue eines Königs einen Nasenstieber. — Der Kerl sieht aus wie Peter Nicolas, der Küster in unserem Dorfe, fiel ein Bauer lachend ein. — Was sollen wir denn mit den Purschen da anfangen? fragte ein Freudenmädchen. — Werft sie herab von ihren Gestellen, riefen einige Stimmen. — Herab, herab mit ihnen, brüllte die Menge nach.

An einen Pfeiler gelehnt, stund Heinrich Florimond und schaute der Scene, wie es schien, behaglich zu, er trug eine dunkelblaue Matrosenjake, rothgestreifte lange Hosen und eine rothe Mütze; seine braunen Haare wallten in langen Locken wild über den Nacken hinab. In der Hand führte er eine Pike und Pistolen im Gürtel; ein kurzer breiter Säbel in weißem Bandelier hing an seiner Seite. Neben ihm waren etwa ein Duzend auf gleiche Weise bewaffnete Männer an die Mauer der Kirche gelehnt. Unter ihnen zeichnete sich einer durch seine riesenmäßige Größe aus. Zu diesem wandte sich Heinrich mit den Worten; „Jean-Quatre-Sous, sie verfahren zu rasch, man muß

sie noch ein wenig hinhalten, bis die Stunde gekommen ist. Der Riese strich sich den Bart, trat unter die Menge und fragte: „Bürger, was gibt es hier?“ Herunter mit den Tirannen und Heiligen! riefen mehrere Stimmen. — Halt! erwiederte der Riese und stieß seine schwere Lanze auf den steinernen Boden, wir müssen in der Ordnung verfahren. Der freie Franke verweigert selbst dem Tirannen sein Recht nicht. Laßt uns ein Gericht niedersetzen und ein förmliches Urtheil sprechen! — Ein förmliches Urtheil! Ein förmliches Urtheil! rief die Menge beistimmend. — Wählt einen Präsidenten, Bürger, sagte der Riese. — Du sollst Präsident seyn, erwiederten die Nächststehenden. Ja, fügten mehrere Stimmen hinzu, Jean-Quatre-Sous sey Präsident! — Bürger, versetzte der Riese und neigte sich mit angenommener Würde, ich danke euch für das Zutrauen, das ihr mir schenkt, und will mich dessen würdig zu machen suchen. Wer ist der öffentliche Ankläger? fügte er hinzu. — Das bin ich, erwiederte ein zerlumpter Kerl, der eine rothe Mütze trug und eine Pike führte. — Du, Mirabeau-Petion-la Pique! sagte

der Präsident und betrachtete ihn lächelnd. — Ich bitte um das Wort, begann der öffentliche Ankläger. — Du hast es. — Nun trage ich zuerst darauf an, daß man eine kleine Erfrischung kommen lasse, denn meine Gurgel ist so troken, und da könnte es leicht kommen, daß ich die Rede, die ich nunmehr halten muß, nicht zu Ende brächte. — Das ist ganz in der Ordnung, erwiederte der Präsident. — Du, Cassius! rief nun Mirabeau-Petion-la Pique und winkte einem kleinen Jungen zu sich, gehe doch zu Mama Choppinette da üben im Winkel, du weißt schon, und laß dir ein Duzend Flaschen geben, aber vom guten, und morgen soll sie bei Heller und Pfenning bezahlt werden, und sage ihr, in der Casse des Herrn Veto sey noch mehr Geld, als nur zu zwölf Bouteillen, sie werde mich schon verstehen.

Das Gericht ist eröffnet, rief der Präsident mit lauter Stimme. Huissiers, gebietet Stille! — Alles schwieg und kein Laut ließ sich mehr hören. — Ankläger, fuhr der Präsident Jean-Quatre-Sous fort, du hast das Wort. — Die Sache ist folgende, begann der Ankläger Mira-

beau-Petion-la-Pique: Seht einmal, Bürger, wenn ihr uun eine Zahl schreiben wollt, z. B. 10. Was setzt ihr zuerst? Nicht wahr, die Null? Freilich setzt ihr zuerst 0 und dann 1 und das macht natürlich zehn. Je nun, wie es mit den Zahlen ist, so ist es auch mit dem Volk und den Königen. Diese nennen sich Oberhäupter des Volks, das ist aber erlogen, denn sie sind blose Nullen, und eine Null zählt nichts; und die Zahl, die nach ihr kommt, das ist das Volk, und das zählt Alles, denn die Null ohne die Zahl zählt nichts, und die Könige ohne das Volk sind nichts. Mithin, Bürger, trage ich auf den Tod an, in Anbetracht, daß die Könige Nullen sind. — Der Advokat des Tirannen hat das Wort, sprach der Präsident. — Es zeigte sich Niemand, der sprechen wollte. „Die Sache ist klar, rief endlich eine Stimme, man braucht hier keinen Advokaten.“ Den Tod! riefen mehrere Stimmen. Den Tod! fiel der ganze Haufen ein. So sey es! bestätigte der Präsident, die Schuldigen sind dem Schwerte der öffentlichen Rache verfallen. — Kaum war das Wort gesprochen, so fiel die Menge über die Statuen her und zertrümmerte sie.

Inzwischen waren die Bouteillen angekommen. Ein Spaßvogel stellte sie auf den Altar und sprach das Benedicite darüber; dann setzte sich die Menge auf die umgestürzten Bildsäulen und ließ die Flasche in der Runde herumgehen. Einige zogen Brod, Käse oder Fleisch aus der Tasche und hielten ein nächtliches Mahl. Wer etwas hatte, theilte dem mit, der nichts hatte. Dazwischen wurden patriotische Lieder gesungen. Besonders oft wurden die folgenden Verse wiederholt und jedesmal mit donnerndem Beifall aufgenommen:

Savez-vous pourquoi, mes amis,
Nous sommes tous si rejouis?
C'est qu'un repas n'cst bon
Qu' apprêté sans façon.
Mangeons à la gamelle,
Vive le son, vive le son,
Mangeons à la gamelle,
Vive le son du chaudron!

Bientôt les brigands couronnés,
Mourant de faim, proscrits, bernés,

Vont envier l'état
Du plus pauvre soldat
Qui mange à la gamelle
Vive le son etc.

Ah! s'ils avaient le sens commun,
Tous les peuples n'en feraient qu'un.
Loin de s'entreégorger
Ils viendraient tous manger
A la même gamelle.
Vive le son etc.

Auf dem Altar, der durch mehrere Wachskerzen beleuchtet war, stunden leere und volle Flaschen und Gläser umher. Plötzlich trat ein Priester in vollem Ornat aus der Sakristei. Die erste Bewegung, welche sich bei diesem Anblick unter der Menge äusserte, war Staunen und zum Theil abergläubische Furcht. Bald faßten sich jedoch die Beherzteren und riefen aus voller Kehle: „Nieder, nieder mit dem Pfaffen!“ Die Menge stimmte jauchzend ein. Einige der Vordersten packten den Priester am Kragen und zogen ihn in das Schiff der Kirche. Er sträubte

sich und schrie mit jammervoller Stimme: „Im Namen Gottes und Aller Heiligen, laßt mich los!“ — An die Laterne, an die Laterne mit ihm! brüllte der Pöbel. Komm, Freundchen! sagte ein Mann, der eine Picke in der Hand trug, zu ihm, wir wollen kurzen Prozeß machen, und zog ihn gegen die Thüre. — Könnten wir ihn nicht gleich hier an das Kreuz hängen neben seinem lieben Heiland, wir haben heute Nacht nicht viele Zeit übrig für derlei Pursche, fiel ein Zweiter ein. Der Vorschlag fand allgemeinen Beifall. „Um der Wunden Jesu Christi willen“ .... flehte der Priester. Sei getrost, tröstete ihn ein Dritter, bei dir wird es ohne Wunden abgehen. Ist nicht irgend ein guter Bürger hier, der irgend einen guten Strick bei sich hätte? fuhr er fragend fort. Niemand antwortete. — Vielleicht, sagte ein Vierter, sind einige der hier anwesenden Damen so gütig, uns etliche solide Strumpfbänder zu leihen? — Dienstfertig knüpften einige Freudenmädchen und Fischweiber die ihrigen los und reichten sie dem Fragenden dar, der ihnen dafür ein Compliment über ihre schönen Waden machte. Kaltblütig legte er sie um

den Hals des Priesters und sprach ermuthigend zu ihm: „So, lieber Freund, jetzt bist du fertig zur letzten Reise. Willst du etwa noch ein kleines Stoßgebet hersagen? Solches gewährt dir die Großmuth deiner Richter. — „Dummkopf! plazte der Priester lachend los, kennst du mich denn nicht?“ Er lüpfte zugleich die schwarze Samtkappe auf seinem Haupt, und die langen Jakobinerlocken fielen über seinen Priesterrock hinab. „Mirabeau-Petion-la Pique!“ rief die Menge jubelnd und klatschend.

Das war ein Hauptspaß, sagte einer der Umstehenden, aber dafür, daß du uns so angeführt hast, sollst du uns jetzt auch Messe lesen. — „Das kann wohl seyn, erwiederte der Pseudo-Priester lachend, aber wo finde ich doch gleich einen tüchtigen Sakristan?“ Er sah sich forschend um und seine Blicke hafteten auf einem jungen Manne, der einsam an einem Pfeiler lehnte. Er winkte ihn zu sich und sprach mit angenommener Salbung: „Du bist doch ein guter katholischer Christ, mein Sohn?“ — Das bin ich, erwiederte Jener in einem Tone, der mehr wie Ernst als wie Scherz klang. — Gewiß, mein Sohn, fuhr

der falsche Priester näselnd fort, hast du in den Tagen deiner frommen Jugend schon oft die heilige Messe bedient. Du sollst nun auch heute, zur christlichen Auferbauung der hier anwesenden frommen Seelen, den nämlichen Dienst leisten. — Die Zuhörer lachten aus vollem Halse. Der junge Mann schwieg unschlüssig. — Sprich, mein theurer Sohn in Christo, willst du diesen heiligen Dienst anheutte versehen? — Nein, ich verstehe mich nicht darauf, antwortete der junge Mann nach einigem Zögern. — Du scheinst ja, sprach der falsche Priester weiter, einen absonderlichen Widerwillen gegen die Gebräuche unserer heiligen römisch=katholischen Religion zu hegen; oder sollte etwa derselbe, fuhr er scharf betonend fort, seinen Grund darin haben, daß ich nicht der ächte Priester bin? — Ich bin ein freier Mann und lasse mich zu keinem Frohndienste, welcher Art er auch sey, zwingen, erwiederte Jener entschlossen. — Ein freier Mann! wiederholte der Pater Mirabeau=Petion=la Pique spottend. Seht doch! es fragt sich auch, ob du ein guter Patriot bist? Wie ist denn dein Name? — Ich heiße Antoine Ricot. — Antoine

Ricot! So! Aus welcher Section? — Section der Piken. — Ey! So! Aus der bin ich auch, aber ich habe nicht die Ehre den Herrn Antonie Ricot zu kennen, ist hier einer unserer guten Pikenmänner, der ihn kennt? — Der Name ging von Mund zu Mund, aber er war keinem der Anwesenden bekannt. „Ist vielleicht die Person bekannter als der Name? fuhr der Inquisitor spöttisch fort. Laß dich doch betrachten, Freundchen! Blaugestreifte Pantalons, rothe Weste, blaue Jacke, rothe Mütze — Alles das deutet auf einen wackern Patrioten; aber die Haare hast du dir noch nicht wachsen lassen, fügte er hinzu und lüpfte seine Mütze. „Pfui, pfui! rief er uud spukte aus, das ist ja ein ganz aristokratischer Geruch, der duftet über und über nach Pomade. — Ein Spion, ein Emissiär des Hofs! schrie die Menge tobend, und in einem Augenblicke war der junge Mann umringt.

Wer bist du? fragte Mirabeau-Petion-la Pique den Jüngling. Dieser sah ihm trotzig ins Gesicht und schwieg. „Keine lange Umstände! riefen mehrere Stimmen, am Namen liegt nichts; er kann namenlos zum Teufel

fahren!“ An die Laterne! an die Laterne! tönte es von allen Seiten. Mehrere stürzten sich auf den Gefangenen und zogen ihn mit blutgieriger Hast der Thüre zu. „Halt! rief der riesenhafte Jean-Quatre-Sous mit einer Donnerstimme, die am Gewölbe wiederhallte, und trat dazwischen, wir müssen erst von ihm erfahren, wie es in der Höhle des Tirannen steht und welche Anstalten sie dort treffen.“ Das Volk, dem immer und überall hoher Wuchs und Körperkraft imponiren, wich zurück. „Höre, Freund, redete nun der Riese den Jüngling an, deine Sache kann noch gut werden, wenn du aufrichtig bist, und alle unsere Fragen genau beantwortest. Vor allen Dingen also, wie lautet die Parole, mittelst der man in das Schloß gelangen kann? — Der Gefangene schwieg. — Kommst du aus dem Schlosse oder nicht? – Der Jüngling besann sich eine Weile, dann erwiederte er entschlossen: „Darauf bin ich nur dem gesetzmäßigen Richter Antwort schuldig.« – „Lieber Freund, entgegnete der Riese lächelnd und zuckte die Achseln, wir führen jetzt Krieg und die Gesetze hängen an der Spitze des Schwerts. Dar-

um wirst du wohl daran thun, auf meine Fragen zu antworten. Du schweigst, bedenke, was du thust; es kostet mich ein Wort, einen Wink, und du bist nicht mehr. Willst du antworten?“ — „Nein!“ versetzte der Gefangene mit fester Stimme. — „Dann, wahrlich, hat deine letzte Stunde geschlagen; du dauerst mich, du junges Blut, aber ich kann dir nicht helfen.“ — Nieder, nieder mit ihm! brüllten mehrere Stimmen, und schon erhoben sich Spiese und Schwerter. „Hast du noch etwas zu bestellen in dieser Welt, sprach der Riese kaltblütig, so eile dich, denn deine Minuten sind gezählt.“ — »Willst du einen Auftrag von mir besorgen?“ fragte ihn der Gefangene. — „Mit Freuden, denn du scheinst ein wackrer Mann zu seyn, obwohl du ein verstockter Royalist bist.« — Der Jüngling zog ihn auf die Seite und öffnete den Mund zum Sprechen, aber die Stimme versagte ihm und eine Thräne glänzte in seinem Auge. „Wahrlich, du dauerst mich, sagte der Riese mitleidig, und ich möchte dich gerne retten. Sage, was du weißt und erkaufe dadurch dein Leben.“ Der Gefangene schüttelte den Kopf, bezwang seine

Gefühle und sprach mit fester Stimme: „In dem Dorfe Bouchain, unweit Arras, wohnt Ludwig d'Orvilliers, mein Vater..... Bist du Adolph d'Orvilliers? fragte der Riese schnell. — Ich bins, versetzte der Jüngling nicht ohne Staunen. „Bewacht ihn genau, aber wer ihm ein Haar krümmt, fällt von meiner Hand.“ Er ging die Stufen des Altars hinauf und sprach leise mit Heinrich Florimond. Dieser trat langsam, von seinen Bewaffneten gefolgt, unter die Menge und sagte mit dem Ansehen eines Führers: „An diesem Menschen ist gelegen, er ist ein Agent des Schlosses und kennt die Geheimnisse des Tirannen; ich führe ihn selbst zum Verhör vor den Revolutions-Ausschuß. Folgt mir.“ Die Bewaffneten, Jean-Qurtre-Sous an der Spitze, nahmen den Gefangenen in die Mitte, und schritten mit ihm durch die Menge, unter der sich ein Gemurmel des Verdrusses erhob, daß ihr das Opfer entgangen war.

Nachdem sie durch mehrere Straßen gegangen waren, traten sie in ein Haus, schritten durch die Flur, dann durch einen Hof und hielten an

der verschlossenen Thüre eines Hintergebäudes. Heinrich Florimond winkte seinen Begleitern zu halten, trat allein vor und that mit dem Hammer drei Schläge an die Thüre. „Wer da?“ fragte eine gedämpfte Stimme von innen. — Freund des Volkes, erwiederte der Pochende leise. — Das Zeichen? — Die drei Farben. — Die Losung? — Der blaue Sonnenzeiger. — Die Thüre öffnete sich und er trat mit Jean-Quatre-Sous und dem Gefangenen ein; die Andern blieben an der Pforte stehen. Nachdem sie in ein hellbeleuchtetes Zimmer getreten waren, lüpfte Heinrich seine Mütze, die er bisher tief über das Gesicht gezogen hatte, wendete sein Gesicht dem Gefangenen zu, öffnete seine Arme und rief mit bewegter Stimme: Adolph! Staunend betrachtete ihn dieser und hieng mit dem Ausruf: Heinrich! an seinem Halse.

* *
*

Während durch den größten Theil der unermeßlichen Hauptstadt der Sturm der Umwälzung braußte, waren die abgelegenen Gassen des Marais einsam und verlassen. Tiefe Ruhe herrschte in diesem Theile der so vielfach bewegten

Stadt; nur hie und da noch flimmerte ein einzelnes Licht oder der matte Schein einer Nachtlampe; kein Laut ließ sich vernehmen, als von Zeit zu Zeit der Tritt eines Nachtwanderers, der scheu und schweigend vorüberstrich, oder das rasche Anschlagen eines bellenden Hundes. Vor einem alterthümlichen großen Hause stund Carl von Altheim, blickte zweifelhaft zu den dunkeln Fenstern hinauf, schüttelte den Kopf und hob den Fuß zum Gehen, besann sich anders, setzte den Fuß zurück und schien unschlüssig, was er thun sollte. Plötzlich schritt er die breiten steineren Stufen hinauf, ergriff den schweren Hammer an der großen eichenen Thüre und ließ ihn in abgemessenen Pausen dreimal mit mächtigem Schwunge anschlagen, daß sein dumpfer Ton, fast schauerlich, durch die nächtliche Stille der einsamen Gasse hallte. Schwirrend erhoben sich von einem nahen Thurme ein Duzend Fledermäuse; mit lautem Flügelschlag stiegen einige Nachteulen auf; die Hunde ließen ein lautes Heulen hören; leise und vorsichtig öffneten sich etliche Fenster der benachbarten Häuser und schloßen sich schnell wieder, als die neugierigen

Schauer eine dunkle Gestalt, in einen Mantel gehüllt und von dem Gevögel der Nacht umschwirrt, auf den Stufen des finstern Hauses stehen sahen. Drinnen aber blieb's dunkel und stille, und kein Laut ließ sich vernehmen. Wiederum griff die Hand des Harrenden nach dem schweren Hammer und ließ ihn in gleichen Pausen dreimal ertönen. Die Hunde stimmten heulend ein, die Nachtvögel schwirrten ängstlicher umher, sonst aber rührte sich nichts in dem wie ausgestorbenen Bezirke. Zum drittenmal hob der Harrende den Hammer zu drei gewaltigen Schlägen. Da fuhr die Thüre mit heftigem Prasseln auf und schloß sich hinter dem rasch Eintretenden von selbst wieder. Die weite Halle, die er betrat, war durch den matten Schein einer Lampe schwach beleuchtet. Flüchtig sah er sich um, wie Jemand, dem die Gegenstände um ihn her bekannt sind, und stieg eilig die breiten Stufen hinan. Ein dunkler, von einer einzigen Lampe spärlich erhellter Gang führte ihn zu einer großen Flügelthüre. Ohne anzuklopfen, drückte er an der breiten Schnalle, trat rasch ein und schlug den Mantel auseinander.

In einem schwarz überzogenen Armsessel saß ein Greis vor einem Tische von Ebenholz, den eine Lampe, welche an der Decke des hohen Zimmers hieng, gleichförmig beleuchtete. Es war ein hochbejahrter Mann, an der äußersten Gränze des menschlichen Alters stehend; sein Haupthaar, das ihm in einzelnen dünnen Locken über den Nacken herabfiel, und sein langer Bart, der die Brust zur Hälfte bedeckte, waren silberweiß, aber seine Gesichtsfarbe war noch frisch und unter buschigen schwarzgrauen Augbraunen funkelten ein paar feurige Augen hervor, gleichsam beurkundend, daß seine Geisteskraft noch ungeschwächt sey. Er trug einen langen Talar von seltsam bunter Farbenmischung und orientalische Stiefel, und seine Füße ruhten auf einem bunten Teppich. Als die Thüre sich öffnete, erhob er langsam sein Haupt von einem großen Buche, in dem er las, und betrachtete den Eintretenden.

Der junge Mann neigte sich und sprach: Ehre Ibrascha in der Höhe! Gegrüßet seyst du Pyplasofu! — Was führt dich hieher in dieser verhängnißvollen Nacht in Pyplasofus einsame Wohnung? fragte ruhig der Greis. —

Der Zweifel, mein Vater. Was soll ich thun in dieser Verwirrung der Meinungen und Partheien? — Handle, aber deine Handlungen seyen gut, spricht Ibrascha. — Woran erkenne ich aber, daß sie gut sind? — Frage dein eigenes Herz. Alles Unglück der Welt kommt daher, daß der Weise seine Kraft nicht gekannt hat, und daß der Unwissende sich seiner Unwissenheit nicht bewußt war, spricht Ibrascha. — Aber, mein Vater, was ist Wahrheit? — Wahrheit ist, was du als solche redlich erkennst. Die sieben Lichter kann der Mensch nicht fassen. Kaum besitzt er eines derselben. — Eben das ist mein Zweifel, daß ich nirgends die reine Wahrheit erkenne. In allen Meinungen und Partheien ist sie mit Irrthümern untermischt. — Ist es dir nicht gegeben, zu handeln, so dulde. Dir mangelt die Kraft, in das Rad der Zeit einzugreifen. So streue den Saamen der Wahrheit für die Zukunft aus. Großes wirst du nicht thun, aber manches Gute. Bevor du dich entschlossen hast, zu handeln, heute, in dieser Nacht noch, wird das Loos der Monarchie entschieden seyn, und ein Thron wird sinken, der dreizehn Jahrhunderte gestanden hat. Die Eiche

fällt und zerknickt in ihrem Falle das niedere Gesträuch umher. Ein fallendes Reich zerschmettert Millionen in seinem Sturze. Gehe, dem muthigen Menschenfreund wird es an Arbeit nicht fehlen. Diese Karte hier wird dir den Weg zeigen, sie führt dich zu gleichgestimmten Seelen. Dem Sturme könnt ihr nicht gebieten, aber rettet aus den Trümmern, was ihr vermögt. Das ist der Beruf, den euch die Natur angewiesen hat. Ihre Ordnung ist ewig, spricht Ibrascha. — Der Greis winkte ihm zu gehen, und sah wieder ruhig auf sein Buch herab. Der junge Mann zögerte einen Augenblick unschlüssig. Der Alte wiederholte den Wink und er verließ das Zimmer.

Drei rasche Schläge, von denen das Haus erzitterte, ließen sich an der Pforte vernehmen. Der Greis richtete sich empor und sprach lächelnd für sich: „das ist das feurige Pochen eines Republikaners.“ Mit ungestümen Schritten eilte es die Treppe herauf und ein hochgewachsener Jüngling trat mit den Worten in das Zimmer: Auf Pylasofu! die Stunde hat geschlagen! — Der Weise, erwiederte ruhig der Greis, zieht sich zurück von der Welt, und er ist gleich dem

Echo, das wohl eine Stimme aber keinen Körper hat, spricht Ibrascha. — Willst du nicht Hand anlegen, dieses morsche Gebäude zu stürzen? fragte der Jüngling. — Ist es morsch genug, so fällt es von selbst; aber täusche dich nicht, mein Sohn, das Reich Majehusmets ist noch nicht zu Ende. — Heute noch, in dieser Nacht soll ihm ein Ende gemacht werden, rief der Jüngling in entschlossenem Tone. — Der Greis lächelte bitter und sprach mit wehmüthigem Ernst: Seit ich bin, ist die Ordnung der Natur niemals durch Wunder unterbrochen worden, und nie wird sie es werden, spricht Ibrascha. Das menschliche Geschlecht ist noch nicht reif zur Erkenntniß der sieben Lichter. Der Mensch betet im Staube die Gözen seiner Priester an. Nur der Weise erhebt den entfesselten Blick zur reinen Gottheit Ibraschas, der keinen Altar hat und keine Priester. Ibrascha ist ein Strahl des göttlichen Lichts. Zwanzigtausend Jahre sind verflossen, seit dieser Strahl ausgieng aus dem Schoose des Allmächtigen. Die Menschen sahen ihn als einen feurigen Stern die Himmel durchlaufen, aber sie erkannten ihn nicht. Dreitausend Jahre schwebte er über dem

Gewässer, aber er vermählte sich nicht mit ihm, dann irrte er durch die Feuerwelt, dann von Thier zu Thier, aber nirgends war seines Bleibens. Eine Zeitlang weilte er auf dem Elephanten, aber er setzte sich nicht fest in ihm. Schon fieng sein göttlicher Strahl an zu erlöschen. Da sprach der Allmächtige: „Setze dich fest, du Strahl, der du ausgingst aus meinem Schoose!" Er ließ sich nieder auf das Haupt eines tugendhaften Mannes und die Weltweisheit ward geboren. Dieser Weise nannte sich Pyplasofu, wie alle seine Jünger nach ihm. Die Bösen fürchteten, die Guten liebten ihn, und er schützte die Schwachen. Wenn er irgend eine heilsame Wahrheit wußte, wenn er irgend einen Mißbrauch kannte, so ruhte er nicht und es kam kein Schlaf in seine Augen, bis er die eine geoffenbart und den andern entschleiert hatte. Seine Seele und sein Körper waren ohne Flecken. Darüber ergrimmten die Bösen und aus ihrer Mitte erstund Majehusmet, ein falscher Weiser; dieser sprach: „Laßt uns uns und andern lügen!" und das Priesterthum ward geboren, das ein Feind ist Gottes und der Menschen. Von da an verfolgten die Jünger

Majehusmets die Jünger Pyplasofus, und die Unwissenheit der Menge diente ihnen. — Eben dieses Priesterthum, die mächtigste Stütze des Despotismus, wollen wir stürzen, rief der Jüngling mit Ungeduld. — Arme Sterbliche! versetzte der Greis mit Bitterkeit, Majehusmets falsche Lehre ist festgewurzelt in der Unwissenheit der Menschen. Noch lange wird das Reich des Trugs und der Leichtgläubigkeit bestehen. Die Zeit allein vermag es zu stürzen. Jahrhunderte und Jahrtausende werden vergehen, bevor Ibraschas Stern dem armen Menschengeschlechte in reiner Klarheit glänzt. Bis dahin bleibt er der Antheil der Weisen. — Wie, Pyplasofu! rief Wilhelm von Altheim aus, du vertheidigst das Reich der Priester? — Das sey ferne! entgegnete ruhig der Greis. So oft du Gott lobst, fluche den Priestern, denn sie sind seine Feinde, spricht Ibrascha. Sie sind das Unkraut, das um den Boden der Religion wuchert und ihn erstickt. Aber ihr Reich ist noch lange, lange nicht zu Ende. Wer weise ist, sucht sich nicht selbst zu täuschen. — So soll ich unthätig bleiben in der entscheidenden Stunde? fragte der junge

Mann mit Bitterkeit. Wofür habe ich bis jetzt gehandelt? — Handle, wie dir dein Inneres gebietet, aber täusche dich nicht über die Folgen deines Thuns. Lege den Kern in den Boden, aber erwarte nicht, daß der Baum in Einer Nacht aufschieße und seine Aeste ausbreite. Die Zeit eilt nicht, und wer sie durch Ungeduld treiben will, fällt leicht in Muthlosigkeit. Dir sind Thron und Altar Feinde des Menschengeschlechts. Stürze sie, denn das ist dein Wille; aber verzage nicht, wenn sie sich, gleich dem Phönix, verjüngt wieder aus ihrer Asche erheben. Ihr Fall wird einst um so tiefer seyn. Eile, du findest die Männer deiner Parthei schon versammelt. Lege Hand mit ihnen an das Werk, aber was du auch thust, nie weiche der Genius der Menschheit von deiner Seite. — Der Greis winkte ihm mit der Hand, und der Jüngling eilte aus dem Gemache.

Ein langsamer schwerer Tritt hallte durch den Gang, und der Greis richtete sich abermals horchend von seinem Buche auf. Die Thüre öffnete sich und der alte Graf Ferrand trat ein. Seine hohe Gestalt war gebeugt und seine Züge trugen die Spuren tiefen Kummers. „Was

suchst du hier, mein Sohn? fragte ihn der Greis mit Theilnahme und deutete auf einen Stuhl, der in seiner Nähe stund. — Guten Rath aus dem Munde des Weisen, der der Führer meiner Jugend war, erwiederte der Graf und setzte sich erschöpft auf den Sessel. — Weißt du nicht mehr, was Wahrheit ist? fragte der Greis ernst. Ibrascha siegt, das Licht durchdringt die Wolken. — Welches Licht! versetzte der Graf mit Hohn. Sie stürzen den einen Gözen, um den andern anzubeten. Das Treiben dieses Pöbels erfüllt meine Seele mit Verachtung. — So, und nicht anders handeln die losgelassenen Sclaven des Throns und Altars. Die Unterdrücker der Menschheit haben sich selbst die Ruthe gebunden, womit sie jetzt gezüchtiget werden. — Aber ihre Streiche treffen auf den Unschuldigen. Was hat dieser gute König gethan, daß er die Schuld seiner Väter bezahlen soll? — Er trägt die Schuld der Jahrhunderte. Ursache und Wirkung stehen in wechelseitiger Beziehung. Der brennbare Stoff, der sich seit Jahrhunderten gehäuft hat, entzündet sich jetzt über des unglücklichen Ludwigs Haupt. Um eines Gerechten willen wird die ewige Ord-

nung der Dinge nicht unterbrochen. — Er ist schwach, aber gut und unglücklich; ich will ihn nicht verlassen, sprach der Graf nach einer Pause kummervollen Nachdenkens. — Du thust wohl daran, mein Sohn. Der edle Mann folgt dem Triebe seines Herzens. Ibraschas Segen sey mit dir! versetzte der Greis und legte die Hand auf sein Haupt. — Glaubst du, daß Rettung möglich sey? fragte der Graf im Tone des Zweifels und erhob sich. — Halte fest an dem, was du als recht erkannt hast. Der feste Wille des Menschen versetzt Berge, spricht Ibrascha. Eile in das Schloß deines Königs. Es fehlt ihm nicht an Dienern, aber an Männern, und Ein Mann wiegt schwer in der Stunde der Gefahr. — Vielleicht sehe ich dich hier zum letztenmal, sagte der Graf scheidend im Tone der Wehmuth und reichte dem Greise die Hand. — Ibrascha ist ewig und unvergänglich sind die Strahlen seines Lichts, erwiederte der Greis, fest und ruhig, und winkte ihm zu gehen.

Bin ich hier recht? fragte eine schnarrende Stimme und ein frisirter Kopf zeigte sich unter der halbgeöffneten Thüre. Der Alte erhob das

Haupt von seinem Buche. – Ja, wirklich, fuhr Jener fort und trat ein, das ist in der That der Herr Pyplasofu oder Cagliostro, oder wie der Wundermann sonst heißt, den ich suche. Hier sieht es wahrhaft magisch aus. Mein Herr, Sie müssen ein Zauberer erster Größe seyn, denn mein guter Vater, der an nichts glaubt, glaubt an Ihre magischen Kräfte. Was meine Wenigkeit betrifft, so erlaube ich mir zwar einige kleine Zweifel an Ihrer Zauberkraft, aber ich halte Sie gleichwohl für einen guten politischen Taschenspieler, der unter dieser magischen Maske dem Treiben der Partheien nicht fremd ist. In so fern hat mein Herr Vater wohl gethan, mich zu Ihnen zu senden, und wenn Sie mir in dieser Verwirrung der öffentlichen Angelegenheiten einen guten Rath ertheilen wollten, so würde ich ihn nicht umsonst verlangen. Sie verstehen mich schon, Herr Pyplasofu-Cagliostro! — Was verlangst du von mir zu wissen? fragte der Greis. — Sehen Sie, mein lieber Herr Cagliostro, fuhr Jener fort, es ist eine kizliche Sache, in diesem Augenblick eine entscheidende Parthei zu ergreifen. Der Zufall könnte es

fügen, daß man gerade die unterliegende wählte, und dann folgen, wie Sie wohl wissen, die Proscriptionen, die Confiscationen, die Verbannungen, die Hinrichtungen, und darnach bin ich eben, ich muß es gestehen, nicht besonders lüstern. Sie besitzen, wie ich weiß, eine genaue Kenntniß der Stärke und der Schwäche der Partheien. Wenn Sie mir nun Ihren guten Rath ertheilen wollten, so würde ich, wie gesagt.... Halt! fiel der Greis ein, ich verstehe dich, du willst dich der siegenden Parthei anschließen, um mit ihr die Vortheile des Siegs zu ernten und die Gefahren der unterliegenden nicht zu theilen? — So ist, es, weiser Merlin, erwiederte Jener spöttisch. Du hast meine Gesinnungen errathen. — Elender Wicht! fuhr der Greis in ernstem Tone fort. Du bist noch ein armseliger Stümper in deinem Handwerk. Warte erst den Erfolg ab und schließe dich dann der siegenden Parthei an. Rühme mit frecher Stirne deine guten Wünsche, deinen Eifer für sie; erhebe die Thaten, die du nicht gethan hast, bis in die Wolken; stelle dich als einen Märtyrer der Sache dar, die dann die gute seyn wird, weil sie gesiegt hat. So,

jämmerlicher Sohn eines erbärmlichen Vaters, wirst du in dem Geiste handeln, in dem du groß gezogen worden bist. — Kennst du mich? fragte Jener mit einigem Erstaunen. — Ich kenne dich. Du bist ein Zögling jener Afterphilosophie, die ihr Lebensklugheit nennt. Du hast jeden Glauben von dir geworfen, weil du keine Fessel deiner vermessenen Selbstsucht dulden willst. Himmel und Hölle, Tugend und Laster, sind dir leere Namen, und die Achse, um die du dich drehst, ist dein eigenes Ich. Du kennst nicht Verwandschaft, nicht Freundschaft; jeder edle Trieb des Herzens ist dir fremd. Du wirst ohne Gewissensangst Vater und Mutter verrathen, du wirst kalten Bluts die Genossen deiner Lüste dem Schwert des Henkers überliefern. Du kennst kein menschliches Gefühl, kein Erbarmen wohnt in deiner Brust, die nur der Selbstsucht offen ist; aber deine eigenen Laster werden sich an der verhöhnten Menschheit rächen. Du wirst furchtbar allein seyn in der Stunde deines Todes und in Verzweiflung enden. — Das ist eine gute Predigt aus dem Munde eines Charlatan, aber doch zu viel für das Ehrgefühl des Sohns

des Grafen Ambrugeac. Nimm deinen Lohn hin, alter Possenreisser, rief Jener und zog den Degen. — Elendes Wesen! sagte der Alte im Tone der Verachtung und berührte ihn mit einem Stabe, der an der Wand befestigt war und mit dem Nebenzimmer in Verbindung zu stehen schien. Ein starker Schlag durchzuckte ihn und der Degen entfiel seiner Hand. — Heilloser Taschenspieler! Meinst du, mich mit den Wirkungen der Electricität zu täuschen? rief der Graf zornig aus und bückte sich nach seinem Degen. Da zuckte ein Blitz durch das Zimmer, dem ein prasselnder Donnerschlag folgte. Die Lampe erlosch und Alles war in dichte Finsterniß gehüllt. Ein paar riesige Fäuste packten den Grafen von hinten, und schwebend wurde er davon getragen. Rasselnd fiel die Hausthüre hinter ihm zu. — Sollte ich nicht hier Feuer einlegen? sprach er für sich, als er wieder zur Besinnung gekommen war, und blickte knirschend zu den dunkeln Fenstern des Hauses hinauf, aber nein, fuhr er nach einigem Sinnen besänftigt fort, der Rath, den mir der alte Machiavel gegeben hat, ist nicht zu verachten, und ich bin ihm Dank dafür schul-

dig. Ich zünde ihm das Haus nicht über dem Kopfe an, der Dank ist abgetragen. Wenn ich ihm im Leben wieder begegne, fängt die neue Rechnung an.

* * *

In der Weißkramstraße herrschte große Bewegung. Volkshaufen drängten sich hin und her; in ihrer Mitte erblickte man theils einzelne Bewaffnete, theils ganze Haufen, die mit Waffen versehen waren und mit ziemlicher Regelmäßigkeit unter eigenen Anführern sich bewegten. Unausgesetzt stieg das Geschrei gen Himmel: Es lebe die Nation! Nieder mit dem Veto! Tod der Oesterreicherin! Nach Coblenz! Nach Coblenz! — Herr Gottfried Remusat stund in seiner Uniform vor seinem Hause, einige Officiere der Nationalgarde und viele Nationalgardisten um ihn; unfern davon saßen die Tambours seiner Compagnie auf ihren Trommeln, bereit, auf den ersten Befehl Generalmarsch zu schlagen, aber diese Ordre verzögerte sich von einem Augenblicke zum andern, weil die Nationalgardisten noch unentschlossen waren, ob sie mit dem Volk das Schloß angrei-

fen, oder es mit den Truppen gegen das Volk vertheidigen, oder endlich ganz neutral bleiben sollten. Das auffordernde Geschrei der Menge beantworteten sie je und je durch den Ruf: Es lebe die Nation! ohne jedoch irgend eine Schmähung gegen den König oder die Königin hinzuzufügen.

In dem Comptoir war Heinrich Florimond mit Amelie Remusat, der Tochter des Hauses, in eifrigem Gespräche begriffen. „Du verlässest mich, Brutus, in Kampf und Streit zu ziehen!“ sprach sie mit etwas theatralischer Sentimentalität und drückte seine Hand an ihre Brust, damit der Geliebte die ängstlichen Schläge ihres Herzens fühlen sollte. „Virginia! erwiederte der Jüngling mit dem Ausdrucke wahren Gefühls, das Vaterland ruft.“ — Und wenn ihr unterliegt? fragte die Jungfrau mit mädchenhafter Bangigkeit. — Dann fallen wir, versetzte er fest, als Opfer der Tirannei, als Märtyrer der Freiheit; aber beruhige dich, das Volk wird siegen und den Tirannen stürzen. — Und dann gibt es keinen König und keinen Adel mehr? — Keinen König und keine Knechte des Königs,

sondern freie Republikaner. — Wer regiert denn dann? — Das Volk durch seine Stellvertreter. — Wer wird denn alsdann im Schlosse wohnen? — Vielleicht die Obrigkeit des Volks, wenn es so des Volkes Wille ist. — Vielleicht ernennt man Consuln, wie in Rom, fiel Amelie ein. O, Heinrich, fügte sie lebhaft hinzu, wenn du Consul würdest und in den Tuilerien wohntest! — Amelie, fragte der Jüngling ernst, glaubst du, daß ich aus Eigennutz für die Freiheit handle? — Nein, nein, es war nur so ein schneller Gedanke! erwiederte das Mädchen schüchtern und schmiegte sich schmeichelnd an ihn. Der Jüngling drückte sie an sich, strich ihr die Locken aus dem Gesicht und küßte ihre Stirne. „Bald, sprach er scheidend, kehre ich an der Spitze der Meinigen zurück, suche inzwischen deinen Vater und die Andern für das Volk zu gewinnen.“

Amelie trat vor die Thüre auf das Trottoir. Eben begann ihr Vater eine kleine Rede: „Sehen Sie, meine Herren, sagte er, die Sache steht nun so: Der König ist constitutionelles Staatsoberhaupt, und wenn er als solches die Nationalgarde zu seiner Vertheidigung aufbie-

tet, so sind wir ihm verfassungsmäßigen Gehorsam schuldig. — Das ist klar, bestätigten mehrere Zuhörer. — Aber, fuhr Herr Gottfried Remusat fort, das Volk ist Souverain, und als souveraines Volk kann es die Staatsverfassung nach Belieben ändern. Wenn es nun das constitutionelle Königthum abschaffen und eine Republick einführen will, so hat es vermöge der ihm innewohnenden Souverainetät das Recht dazu. Hieraus folgt nun, daß wir nicht gegen den Willen des souverainen Volks für das constitutionelle Staatsoberhaupt fechten können. — Das ist auch klar, sagten die nämlichen Stimmen. — Es fragt sich also, sprach der Redner weiter, was wir in vorliegendem Falle zu thun haben. — Nichts haben Sie zu thun, und das wird wohl das Beste seyn, was Sie thun können, fiel eine Stimme ein, und das will ich Ihnen so klar beweisen, als der Tag ist. — Lassen Sie doch hören, Herr Matthieu Dumas! riefen mehrere Stimmen. — Nun, meine Herren, die Klugheitsregel lautet: „Im Zweifel enthalte dich.“ Sie zweifeln, ob Sie für das constitutionelle Staatsoberhaupt gegen das souveraine

Volk, oder für dieses gegen jenes fechten sollen. Hier ist ein Zweifel, mithin enthalten Sie sich. — Sie meinen also, daß wir gänzlich neutral bleiben sollen? — So ist es, und Sie können nichts Besseres thun, denn in jedem Falle werden Sie dann die Pflicht guter Staatsbürger, das heißt Nichts, gethan haben; denn, sehen Sie, wenn der König siegt, so hat das constitutionelle Staatsoberhaupt seinen Souverain, das Volk, überwunden, und das Volk ist mithin nimmer souverain, und siegt das Volk, so setzt es das constitutionelle Staatsoberhaupt ab, und dann ist der König nimmer Staatsoberhaupt. Mag aber siegen, wer da will, Sie, meine Herren, werden immer einen Souverain haben, der Ihnen gebietet, sey es nun das Volk oder der König. Den einen oder den andern Erfolg rathe ich Ihnen nun in Geduld abzuwarten, wie es ruhigen Bürgern ziemt, fügte der Redner mit merkbarer Ironie hinzu. — Der Rath ist vernünftig, sagten einige Stimmen.... aber, aber, meinten Andere.... das Volk, das Volk.... und der König.... und der Souverain.... und das constitutionelle Staatsoberhaupt. Der Zwei-

fel waren so viele, daß man zu keinem Schlusse kam. Da rief plötzlich Amelie mit Pathos aus: „Wie, Bürger, haben wir nicht Alle geschworen, für die Freiheit zu leben und zu sterben? Und Ihr zweifelt, Ihr besinnt euch, ob Ihr für das Volk gegen den Tirannen streiten sollt, denn sind nicht alle Könige Tirannen? Ihr wollt freiheitsmörderische Waffen gegen die Brust eurer Brüder kehren! Ewige Schande und Schmach dem Franzosen, der dieses thut!« — „Schande und Schmach! fielen einige jüngere Nationalgardisten ein, laßt uns für die Freiheit kämpfen! Es lebe die Nation!“ Der Enthusiasmus griff um sich, die Unentschlossenen wurden mit fortgerissen, und im Nu schlugen die Tambours den Generalmarsch, ohne daß man wußte, wer ihnen den Befehl dazu gegeben habe. Die junge Republikanerin feierte mit Hochgefühl den Triumph ihrer Beredtsamkeit. Frau Anne Remusat, ihre Mutter, stieß sie etwas unsanft an und sagte verdrüßlich: „Amelie, bist du denn toll, daß du den Vater in diese Streitigkeiten verwickeltst? Wir hätten ja die Sache abwarten können, und besser wäre es gewesen,

wenn Papa die Compagnie zum Schutze unseres Ladens hier behalten hätte.“

Als die Compagnie des Herrn Gottfried Remusat unter dem Gewehr stund und Manchem das Herz unter dem Patrontaschenriemen pochte, sprengte ein Adjutant des Befehlhabers der Nationalgarde an, der Ordre brachte, daß das Bataillon, zu welchem die Compagnie gehörte, unverzüglich zur Vertheidigung der Tuilerien abmarschiren sollte. Der Befehl wurde genau untersucht und richtig befunden. Die Offiziere schwankten und waren unschlüssig, was sie thun sollten. Der Adjutant war abgestiegen und machte eine pomphafte Beschreibung der furchtbaren Vertheidigungsanstalten, die im Schlosse getroffen seyen. Offiziere und Nationalgardisten stunden um ihn herum und schenkten seiner Erzählung ein aufmerksames Ohr. „Das wird ein schreckliches Blutbad geben unter diesem getäuschten Volke, das unsere Vertheidigungsmittel nicht kennt!“ sprach er mit geheimnißvoller Miene. Wir haben hundert Kanonen... Sie staunen, meine Herren! Ja, Sie haben freilich nicht gewußt, wie viele Stücke Geschüz in den Gewölben des Schlosses

verborgen waren. ... Und die Kanoniere, meine Herren, die haben geschworen, auf ihren Stücken zu sterben .... Und welche Verheerung ein einziger Kartätschenschuß anrichtet, davon haben Sie keine Idee .... — Ja gewiß, fiel Matthieu Dumas satyrisch ein, man hat Beispiele, daß ein solcher Schuß Hunderte weggenommen hat, wie z. B. auf dem Kap, wo die Portugiesen die unwissenden Hottentoten Paarweise vor ihre Kanonen spannten und dann losschoßen. — Da sehen sie es, meine Herren, fuhr der Adjutant in einem Tone fort, der mehr scherzhaft als prahlerisch klang, daß ich nicht übertreibe.... Und die Schweizer, die sind betrunken, und fluchen teutsch und französisch, und schwören bei dem Haupt ihrer Kühe, welches der höchste Schwur in der Schweiz ist, daß sie keinen Pardon geben und alle Rebellen niedermachen wollen .... Und mehr als zehntausend Edelleute mit ihren Bedienten sind auch im Schloß und Jeder hat wenigstens zwei paar Pistolen im Gürtel .... das ist ein furchtbarer Anblick, meine Herrn .... — Und die haben vermuthlich beim Haupt ihres Königs geschworen, wie die Schweizer beim Haupt ihrer Kühe, sagte

Herr Matthieu Dumas trocken. — Ohne Zweifel, erwiederte der Berichterstatter ohne die geringste Verlegenheit.... Und von der getreuen Nationalgarde sind bereits 20,000 Mann im Schlosse eingetroffen und eben so viele befinden sich auf dem Marsch. — Da freilich der Befehl des Commandanten der Nationalgarde bestimmt lautet, und da, da.... begann Herr Gottfried Remusat mit ungewisser Stimme und sah sich, Rath suchend, im Kreise um .... Allerdings, fuhr der Adjutant zuversichtlich fort, da fällt alle Verantwortlichkeit auf diesen.... Und der Maire der Stadt Paris ist auch im Schlosse und hat schriftlichen Befehl gegeben, es gegen jeden Angriff zu vertheidigen..... Und die Nationalversammlung ist, wie ich höre, so eben im Begriff, die Aufrührer ausser dem Gesetz zu erklären. — Meine Herren, sprach der Capitän zu den ihn umgebenden Nationalgardisten und sah sich fragend um. Das Endergebniß bei so bewandten Umständen war, daß die Bürgercompagnie in die Tuilerien marschirte, um das constitutionelle Staatsoberhaupt gegen das souveraine Volk zu vertheidigen. Nur einige junge Bürger blieben zurück, stießen ihre

Gewehre unwillig auf den Boden, murmelten ein Duzend Flüche zwischen den Zähnen, schwuren für das Volk zu fechten und — giengen nach Hause.

Als die Compagnie abmarschirt war, klopfte Herr Matthieu Dumas dem Adjutanten auf die Achsel und fragte ihn scherzend: „Seit wann sind Sie denn Adjutant des Herrn Mandat, Graf Philipp von Ferrand?“— Vor einigen Stunden habe ich mich selbst dazu ernannt, mein lieber Herr Matthieu Dumas, und Sie waren eben selbst Zeuge, wie brauchbar ich für diesen Posten bin, erwiederte der Gefragte und lachte aus vollem Halse. — Das finde ich nicht, mit Ihrer Erlaubniß.— Nun, habe ich nicht dem König einen Schok neuer Vertheidiger zugeschickt? — Das heißt mit andern Worten, Sie haben neue Schafe in den königlichen Pferch getrieben, der schon übervoll ist, um das Geblöke, das Gedränge und die Verwirrung zu vermehren. Ich stehe Ihnen dafür, von allen diesen Hasenfüßen, die jetzt in das Schloß abziehen, schießt kein Einziger sein Gewehr los. — Das glaube ich selbst, lieber Herr, aber ich denke, wenn der Feind nur

viele Bajonette sieht, so wird er nicht angreifen. — Da mögen Sie Recht haben, und wissen Sie, welcher der beiden Theile siegen wird? — Nun! — Der sich am wenigsten fürchtet. — O, Sie schlimmer Prophet, dann sind wir im Schlosse verloren! rief Graf Philipp aus, gab seinem Pferde die Sporen und sprengte davon.

* * *

Im Winkel der Straße Arbre-Sec, gegenüber dem Durchgang in die Straße Saint-Germain l'Auxerrois, war ein großer Volkshaufe versammelt, unter dem sich mehrere Bewaffnete befanden. „Da bist du ja, la Tulipe, du Sohn der Pike!“ begrüßte ein Pikenmann den andern. — Ja, ich bins, erwiederte dieser, Du kleiner Springinsfeld, Mignon der Fürkäuferin im Winkel der Straße Lavandieres. — Oho! du Maulaffe! fiel ein Dritter ein. Heute kannst du dich zeigen. Du hast den Kamm zu Hause gelassen und nach der Pike gegriffen. Recht so. Man frisirt heute mit Kanonenschüssen, und morgen wirst du genug Toupets zu recht zu machen haben. — Rücken die von der Straße Lombard an? fragte ein Vierter. — Das will ich meinen,

antwortete ein Fünfter. Und ihr, wohin zieht ihr? fügte er hinzu. — Wir, wir fangen den Tanz an, erwiederte der Vierte. Wir sind die Ersten auf dem Balle. Siehst du! — Schweig, Nasenkönig! rief ihm ein Weib zu, die einen blutigen Säbel in der Hand schwang. Wir haben schon mehr als einen Tanz gemacht, und ihr seyd lahme Hunde, ihr andern. Was steht ihr hier in diesem Straßenwinkel, während man dort unten schon seit zwei Stunden an der Arbeit ist? Sieh her, fuhr die Amazone fort und zog ihren blutigen Säbel durch die Lippen, ah! wie schmeckt das Aristokratenblut so gut! Was schneidest du für ein Gesicht? Ich glaube, du hast in deinem Leben mehr Toupets gemacht, als Enten den Kragen umgedreht. Aber heute ist der große Tag, heute mußt du dich zeigen, mein Sohn. Die Verräther lauern überall. Ich habe eben auf dem Platze Vendome eine falsche Patrouille arretirt. Wir haben ihrer Neun den Kopf abgeschlagen; das hat neun Mützen auf neun Piken gegeben. Man trägt sie schon auf dem Carroussell zur Schau, um die tapfern Herzen der Patrioten zu stärken. Jetzt aber muß ich

aufs Gemeindehaus: man braucht mich dort. — Sie ging, und die Menge rief ihr nach: Es lebe die tapfere Bürgerinn! Es lebe Theroigné de Mericourt!

Hast du keinen guten Schluck? fragte der erste Pikenmann den zweiten; ich liebe das nüchterne Wesen nicht. — Hasenfuß! erwiederte dieser. Willst du dir Muth trinken? Man sollte dich für einen Dolchritter halten. Der Pulverdampf wird dich schon beleben. — Unter uns, lieber Freund, versetzte der Erste, der Bratendampf ist mir lieber. — Alte Pomadebüchse! schalt ein Dritter. So wirf die Pike weg, die du entehrst, und greife wieder zum Rasiermesser, um deine Aristokratenhunde zu scheeren. — Was! rief ein Vierter zornig aus. Mich bringst du in solche Schande, mich, der dich in den Clubb empfohlen hat! So wahr Gott lebt .... aber was spreche ich da von einem Gott, verbesserte er sich, sein Reich ist ja nächstens auch vorüber .... aber das ist einerlei .... kurz, ich sage dir, wenn du dich nicht gut hältst .... So wahr ich Jean François la Pique heiße ....

Ein neuer Haufe stürmte heran unter dem

Ruf: Es lebe die Nation! Es leben die Patrioten! Ein Mann, mit einer rothen Mütze und einer blutigen Pike in der Hand, trat auf ein Geländer und rief mit lauter Stimme herab: Neun Aristokratenhunde sind hin. Sie sind unter dem Schwerte der tapfern Mericourt gefallen. Aber was will das heißen! Nichts. Die Verräther sind um und um. Ludwig der Falsche lauert in seiner Höhle wie ein Tiger. Alles ist wach in den Tuilerien. Gestern Abend war der ganze Hof mit Wagen angefüllt. Alle Patrioten habens gesehen, wie ich; es soll Einer auftreten und sagen, daß ich lüge. – Ja! Ja! riefen viele Stimmen, es ist wahr! – Nun, seht ihr, fuhr der Redner fort; es ist also klar, daß sie das Volk ermorden oder aushungern wollen. Das ganze Schloß ist mit Schweizern und Dolchrittern angefüllt. Der wackere Petion, der Vater des Volks, befindet sich in ihrer Mitte. Sie werden ihn umbringen. – In die Tuilerien! In die Tuilerien! Nieder mit den Dolchrittern! rief die Menge wüthend. – Halt, Freunde, schrie der Redner, noch ein einziges Wort! Ludwig der Falsche hat überall

hin seine Spionen ausgesendet. Wenn ihr einen erwischt, schont ihn nicht. Ein Aristokratenkopf auf einer Lanzenspitze nimmt sich sehr gut aus. — Nieder mit den Dolchrittern! in die Tuilerien! wiederholte der Pöbel.

Man hörte Trommeln und den Marsch einer Colonne. — Die Dolchritter! die Dolchritter! schrieen einige Stimmen. Die Schweizer! die Schweizer! wiederholten andere. Der Pöbel floh auseinander. So haltet doch! rief der Redner von seiner Bühne herab, es sind ja Freunde und Brüder. — Einige der Beherzteren blieben stehen und riefen: Wer da? — Sansculotte, war die Antwort. — Welches Viertel? — Section des Contrat-Social. — Das Bataillon marschirte unter dem Zujauchzen der Menge, unter Trommelschlag und mit fliegender Fahne vorüber.

Wohin Kamerad? fragte ein Sansculotte einen Mann, der sich mit ziemlicher Aengstlichkeit durch den Haufen schlich, und klopfte ihn auf die Achsel. — Nach . . . nach Haus . . . . stotterte dieser verlegen. — Feige Memme! rief ein Zweiter, jetzt gehen nur Verräther nach Haus.

Alle guten Patrioten ziehen gegen die Höhle des Tirannen, um dem Reiche des diken Veto ein Ende zu machen. — Ich bin ein guter Patriot, meine Herren,... Bürger, wollte ich sagen, erwiederte der Mann. — Das sollst du beweisen, fiel ein Dritter ein, links um und gegen das Schloß marschirt. — Wie Sie befehlen, meine .... Bürger, versetzte der Mann geschmeidig. — Rufe: Es lebe die Nation! verlangte ein Vierter. Der Aufgeforderte schrie aus voller Kehle. — Nieder mit dem Veto! An den Galgen die Oesterreicherin! sagte ihm ein Fünfter vor. Er wiederholte den Ruf. — Du scheinst ein guter Patriot zu seyn, sprach ein Sechster, aber wir wollen dich doch nicht aus den Augen verlieren. Vorwärts an meiner Seite! — Der Haufe setzte sich in Marsch. „Mein Gott, Graf Ambrugeac! rief ihm ein Mann zu, der einen runden Hut und schwarzen Frack trug und unbewaffnet war, Sie an der Spitze einer gesetzwidrig bewaffneten Schaar? — Hèlas, mon Dieu! platzte der arme Graf los, mon cher Baron de.... de.... d'Allein, c'est bien malgré moi. — Aristokraten! schrie eine starke Stimme.

— Emissäre, Spionen des Hofs! riefen Andere, und in einem Nu schaarte sich der Pöbel um die Beiden. — Da hat der deutsche Strohkopf ein schönes Essen eingebrockt! seufzte der Graf zitternd für sich. Meine Herren, fuhr er in der Angst seines Herzens, zu der Menge gewendet, fort, ich bin ein guter Patriot. — In einem Haarbeutel, sagte ein Mann aus dem Volke, indem er ihm den Hut lüpfte, daß der Haarbeutel über den Rücken herabfiel. Eine weiße Binde um den Leib und Pistolen darin! fiel ein Zweiter ein, indem er ihm den Mantel auseinanderriß. — Meine Herren, stotterte der Graf, Sie sehen, mich hier in Waffen, um mich an die guten Bürger anzuschließen und die Höhle des Tirannen zu stürmen. — Pfui! schämen Sie sich, verwies ihm der Baron, das ist constitutionswidrig. — Stille du! riefen ihm einige aus dem Pöbel zu, die Reihe wird gleich auch an dich kommen. — Ich bin ein freier Bürger, erwiederte Carl von Altheim mit großer Ruhe, und lasse mich in meinen Meinungen nicht binden. — Weiß ist nicht die Farbe des Volks, sondern des Hofs, fuhr ein Dritter fort. — Mein Herz ist ganz

dreifarbig, betheuerte der Graf, ich habe das weiße Taschentuch nur genommen, weil ich eben kein anderes hatte. — Der Baron seufzte über diese Feigheit eines erklärten Royalisten. — Laß doch sehen, was du in den Taschen führst, sagte ein Vierter und durchsuchte ihn. — Ein Frisirkamm... Eine Riechflasche.... Beides ist nicht gefährlich, bezeichnet aber den Aristokraten.... Eine blaue Karte.... Was steht denn darauf? ....Einlaßkarte in das Schloß der Tuilerien.... Ah! du guter Herzenspatriot!.... Ein Dolch... ein Dolch! rief der Mann aus voller Kehle und hob den gefundenen Dolch hoch in die Höhe. — Ein Dolchritter! Ein Dolchritter! jubelte die Menge nach. An die Laterne mit ihm! — Der Graf zitterte am ganzen Leibe.

„Bürger, begann der Baron mit großer Kaltblütigkeit, euer Verfahren ist gesetzwidrig, denn nach der Constitution darf Niemand seinem gesetzmäßigen Richter entzogen werden.“ Zum Teufel mit der Constitution! schrieen mehrere Stimmen. An die Laterne! An die Laterne mit ihm! brüllte der große Haufen. — Bürger, fuhr der Baron mit unverwüstlicher Ruhe fort, dieser

Ruf ist verfassungswidrig und .... An die Laterne mit dem Advokaten der Constitution und des Veto! riefen viele zugleich.... Dadurch wären die Gründe, die ich euch gleich vorlegen werde, nicht widerlegt, versetzte der Baron mit größter Ruhe. Zwar was das Veto betrifft, so wünschte ich, daß hierin ein Mittelweg eingeschlagen würde. Ich habe eine Abhandlung über diesen Gegenstand geschrieben, worin ich ihn von allen Seiten beleuchte. Schade, daß der Druck verspätet wurde, sonst würde ihr Erscheinen, wie ich zuversichtlich glaube, allen diesen gesetzwidrigen Auftritten vorgebeugt haben. — Er ist ein Narr! rief einer der Zunächststehenden lachend aus. Er ist ein Narr! wiederholte die Menge, laßt ihn ziehen. — Das ist nicht meine Absicht, entgegnete der Baron mit unerschütterlichem Phlegma, sondern ich wünschte vielmehr diesen gesetzwidrigen Auftritten ein Ziel zu setzen. — Die Menge brach in ein unbändiges Gelächter aus. — Es war von jeher das Loos des Weisen .... fuhr der Baron fort ....

In diesem Augenblicke ließ sich Pferdegetrappel hören, das dem Schalle nach auf das An-

sprengen einer starken Reiterschaar deutete. Der Pöbel horchte einen Augenblick und stäubte dann unter dem Rufe: die Gendarmen! die Gendarmen! auseinander. Der Baron ergriff den Grafen am Arm, zog ihn auf die Seite und sagte zu ihm: Nunmehr will ich auch Ihnen durch unumstößliche Gründe beweisen, daß Sie unrecht gethan haben, die Constitution und den verfassungsmäßigen König mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen, denn erstens: ... »Erlauben Sie, mein bester Baron, fiel der Graf hastig ein, daß ich diese unumstößlichen Gründe ein andermal vernehme. Für jetzt will ich mich schleunig nach Hause begeben und weder für den König noch für das Volk fechten, denn ich bin so eben dem Laternenpfahle mit genauer Noth entwischt.« Er warf das weiße Taschentuch das er noch um den Leib gebunden hatte, von sich, riß den Haarbeutel vom Kopfe und eilte davon. Der Baron sah ihm verwundert nach und sagte für sich: Das eben ist das Unglück in dieser Zeit, daß Niemand Vernunft annehmen will. Für heute, glaube ich, setzte er kopfschüttelnd hinzu, ist es zu spät, an der Verschmelzung der Par-

theien zu arbeiten; ich will aber nach Hause gehen und eine neue Abhandlung zu diesem Behufe schreiben.

* * *

Die Königin Marie Antoinette saß in dem Schlafzimmer des Dauphin. Es war nach Mitternacht. Die unglückliche Mutter saß regungslos, mit fast leblos vor sich hinstarrenden Augen und Spuren tiefen Kummers in allen ihren Zügen. Von Zeit zu Zeit erhob sie ihre Blicke und warf sie auf die Wiege ihres sorglos schlafenden Kindes, dann stahl sich nur eine sparsame Zähre über ihre Waugen, denn der Quell ihrer Thränen schien versiegt. In einiger Entfernung stund Antonie Ferrand und betrachtete mit schweigender Theilnahme ihre verehrte Gebieterin. In dem Gemache wars still und einsam, draussen aber tobte der Sturm der Verwüstung. Vom Schloßhofe herauf tönte das Rasseln der über das Pflaster wegfahrenden Kanonen, das Klirren der Waffen, das Wirbeln der Trommeln und das schallende Kommandowort der Befehlshaber. In größerer Entfernung hörte man je und je einen Kanonenschuß fallen,

die Sturmglocke heulte unausgesetzt von allen Thürmen, und das Wuthgeschrei des Volkes drang in gräßlicher Nähe in die Ohren der verlassenen Fürstin. Sie horchte einen Augenblick, ihre Züge belebten sich und sprachen Zorn und Verachtung aus. Bitter lächelnd sagte sie halblaut für sich: „Nicht mehr um eine Krone handelt es sich, sondern um unser aller Leben, und ihm fehlt der Muth, das Haupt seiner Gattin und Kinder zu schützen! O, wäre ich ein Mann!“ Von dieser Idee ergriffen, fragte die Königin schnell: „Antonie, hast du deinen Vater gebeten?“ — Er wartet auf Euer Majestät Befehle. — Die Königin winkte bejahend.

Als der alte Graf in das Zimmer trat, blikte er still und theilnehmend umher. „Sie entschuldigen, Graf, sagte die Königin lächelnd, daß ich Sie hier empfange, aber mein Mutterherz hält mich stets in diesem Zimmer zurück. — Ich bin überall zu Euer Majestät Diensten, erwiederte der Graf ernst und ehrerbietig. — O, Graf Ferrand, fuhr die Königin fort, welche Zeiten, welche Schrecken, welche Nacht! Sagen Sie mir um Gottes willen aufrichtig, ob sie noch

auf Rettung hoffen? — Madame, versetzte der Graf und seine hohe Gestalt richtete sich noch höher empor, Wahrheit haben Sie immer aus meinem Munde vernommen, und heute bin ich sie Ihnen doppelt schuldig. Die Gefahr ist groß, größer, als wir glauben, als wir wissen. Es gibt nur noch ein Mittel, uns zu retten. — Und dieses Mittel ist? fragte die Königin schnell. — Dieses Mittel, Madame, entgegnete der Graf mit Nachdruck, liegt in dem Muthe des Königs. Er stelle sich an die Spitze der bewaffneten Macht und führe sie in eigener Person gegen den Feind, dann bürge ich mit meinem Kopfe für den Erfolg. — Bei diesen Worten ließ die Königin das Haupt sinken, wie Jemand, dem die letzte Hoffnung geraubt ist. Der Graf schwieg. Nach einer langen Pause fragte die Königin: Und ist dieß das einzige Mittel der Rettung, das Sie kennen? — Das einzige, Madame, ich kenne kein anderes. Der König flöße seinen Vertheidigern den Muth und das Vertrauen ein, woran es ihnen fehlt, und stelle sich an ihre Spitze. — Sie wissen, wie sehr der König das Blutvergießen haßt. — Nothwehr ist erlaubt

nach göttlichen und menschlichen Gesetzen. Die Klugheit gebietet, einem drohenden Angriffe zuvorzukommen. Entschlossenheit, der Muth der Verzweiflung müssen den Sieg erringen. — O, Gott, so sind wir verloren! rief die Königin angstvoll aus. — Wie! Verloren ist nur, wer sich selbst verloren gibt. — Mißverstehen Sie mich nicht, Graf. Es fehlt dem König nicht an Muth, er hat den Muth, Alles zu dulden, aber ..... Der Graf schwieg einen Augenblick, dann sagte er in ehrerbietigem aber festem Tone: „Madame! ich weiß Ihr Zartgefühl zu achten, aber der Augenblick ist entscheidend, und ich muß die volle Wahrheit sagen. Dem König fehlt es an dem Muth zu handeln; heute aber kann Niemand für ihn handeln, unsere Rettung liegt in seiner, und nur in seiner Hand. Madame! auf Ihnen ruhen die Pflichten einer Königin und Mutter, Sie haben einen Thron und das Leben Ihrer Kinder zu vertheidigen. Flößen Sie Ihrem königlichen Gatten den Muth ein, woran es ihm fehlt, stellen Sie ihm den Untergang dieses alten Reichs vor Augen, zeigen Sie ihm Ihr und Ihrer Kinder Haupt bedroht, regen Sie alle

Gefühle des Königs und des Vaters in ihm auf, geben Sie ihm selbst das Schwert in die Hand — einem bittenden Weibe widersteht kein Mann! Was mich betrifft, so will ich an seiner Seite siegen oder sterben.“ Der Graf hatte mit dem Tone des tiefsten Gefühls gesprochen. Eine Minute stund die Königin in tiefem Sinnen, dann erhob sie entschlossen das Haupt und sagte mit fester Stimme: „Ja, ich muß handeln, ich will handeln. Folgen Sie mir, Graf!“

Im Vorzimmer stund Adolph d'Orvilliers, auf die Erlaubniß wartend, der Königin Bericht über die von ihm eingezogenen Erkundigungen abzustatten. „Nun, d'Orvilliers, redete sie ihn rasch an, was bringen Sie uns für Nachrichten?“ Der Leibgardist zuckte die Achseln und erwiederte: „Schlimme, Madame! das Volk rückt von allen Seiten an.“ — Ist der Pöbel bewaffnet? — Größtentheils, mit Waffen aller Art. – Die Vorstädte? – Ziehen in Masse gegen die Tuilerien. — Die Marseiller? — Sind mit ihren Kanonen im Anzug. — Graf Ferrand? sprach die Königin rathlos in fragendem Tone. — Madame, versetzte der Graf,

die Umstände sind schwierig, das läßt sich nicht verbergen, aber der Muth des Königs kann uns noch retten. Im übrigen hoffe ich, daß Mandat noch mehrere getreue Bataillons der Nationalgarde dem Schlosse zuführen werde. — Mandat! rief bei diesen Worten der Leibgardist schreckenvoll aus. — Was ist's? Um Gotteswillen, sprechen Sie! schriee die Königin in Bestürzung auf. — Sollte Mandat abgefallen seyn, nein, ich kann es nicht glauben! sagte der Graf. — Mandat ist todt! sprach der Leibgardist mit zitternder Stimme. — Todt! wiederholte die Königin matt und erbleichte. — Der alte Graf schwieg, seinen Schmerz bezwingend. Nach einer langen Pause fragte er gefaßt: „Weißt du das gewiß, Adolph? Täusche uns nicht durch eine falsche Nachricht, es liegt viel daran.“ — Todt! wiederholte der Jüngling, ich sah ihn mit meinen eigenen Augen ermorden. — Und du eiltest ihm nicht zu Hülfe mit Gefahr deines Lebens? fragte der Graf unwillig. — Ich selbst war Gefangener. — Um Gottes willen, rief die Königen aus, wie entkamen Sie den Händen dieser Wüthenden? — Ein Jugendfreund hat

mich gerettet, da eben der Pöbel mir einen schmählichen Tod bereitete. — O, Gott! sprach die Königin gebeugt, so ziehen wir alle unsere treuen Diener mit uns in unser Unglück! Auch Sie, Graf Ferrand.... sie blickte ihn schmerzlich an und endete nicht. — Meine Pflicht ist, auf meinem Posten zu sterben, erwiederte er fest und ruhig. Jetzt aber, Madame, gilt es zu handeln, denn die Minuten sind kostbar.

Als die Königin in den Geheimenrathssaal trat, ertönte eben unter den Fenstern des Schlosses das furchtbare Geschrei: „Nieder mit dem Verräther! Nieder mit dem Veto! Nieder mit der Oesterreicherin! Es lebe die Nation!“ Der König stund bleich und ängstlich in der Mitte seiner rathlosen Minister. „Sie hören selbst, Madame,.... sagte er in Absätzen zu der eintretenden Königin .... die Gefahr steigt mit jeder Sekunde .... Was soll ich thun? — Sire! erwiederte die Königin mit funkelnden Augen und entschlossener Stimme, Ihr Muth allein kann uns retten. Fassen Sie ein Herz und schützen Sie das Haupt Ihrer Kinder. Stellen Sie sich selbst an die Spitze

der Truppen." – Ich will noch ein wenig zuwarten, versetzte Ludwig unschlüssig. Vielleicht wird der Gemeinderath etwas für uns thun .... alle rechtliche Bürger werden endlich einsehen, daß unsere Sache auch die ihrige ist .... Ich bin ja der Vater der Franzosen .... ich liebe das Volk .... Vielleicht greifen sie heute noch nicht an, und dann haben wir wieder Zeit, auf neue Maasregeln zu denken. – Täuschen Sie sich nicht, Sire! entgegnete die Königin schmerzlich. Hören Sie nicht die Allarmschüsse und den Generalmarsch in allen Straßen. Dringt nicht der Ton der Sturmglocke in Ihre Ohren? Schon stehen die wilden Marseiller am großen Thor des Caroussel. Jetzt muß gehandelt werden, oder es ist zu spät. — Freilich, freilich, sagte der König und blickte ängstlich im Kreise seiner Diener umher, wir müssen einen Entschluß fassen .... Wo bleibt denn nur Mandat? — Er wird nie wiederkehren, sprach Graf Ferrand in ernstem Tone. — Auch Dieser treulos! rief Ludwig wehmüthig aus. – Treu bis in den Tod, er liegt ermordet! — Schreckenbleich fuhren

Alle zurück. Der unglückliche Fürst bedeckte sein Angesicht mit beiden Händen.

Immer stärker hallte das Wuthgeschrei des Volks an der Decke der hohen Zimmer des königlichen Pallastes wieder. Das Braußen des losgelassenen Volkssturms stieg von Minute zu Minute. Das Rasseln des Geschüzes im Schloßhofe und das Klirren der Waffen vermehrte den furchtbaren Tumult. Ein schwacher Ruf: Es lebe der König! schallte vom Hofe herauf. „Sire! bat Graf Ferrand dringend, zeigen Sie sich den Vertheidigern des Schlosses, beleben Sie ihren Enthusiasmus!“ Der König trat auf den Balkon, den Hut unter dem Arm und den Degen an der Seite. Sein zerstörter Blick und seine in Unordnung gerathene Figur zeigten deutlich, daß er die ganze Nacht nicht geschlafen hatte. So wie ihn die Soldaten und Nationalgardisten erblickten, begrüßten sie ihn mit dem lauten Ruf: Es lebe der König! — Ludwig winkte dankend mit der Hand. Zu gleicher Zeit aber erhoben die Volkshaufen ausserhalb des Gitterthors ein gräßliches Geheul. Nieder mit dem Veto! Es lebe die Nation!

schrien viele tausend Stimmen und Waffen aller Art hoben sich in die Höhe. Immer neue bewaffnete Schaaren sah man ausserhalb der Gitter vorüberziehen. Sie stießen schreckliche Verwünschungen gegen den König und seine Familie aus. Ihr Geschrei ertönte noch aus weiter Ferne und mischte sich auf eine schauderhafte Weise mit dem allgemeinen Tumult. Die Scene war über alle Beschreibung gräßlich.

Mit zur Erde gekehrten Blicken und kummervoller Miene trat der König in den Saal zurück. Die Königin hatte sich mit schweigendem Kummer in einen Sessel geworfen. In diesem Augenblicke brachte man ihre beiden Kinder; sie riß sie an sich und drückte sie mit Heftigkeit an ihre Brust. In den Augen des Königs glänzten Thränen. Alle Anwesenden waren tief erschüttert. Von diesem Anblick hingerissen, fingen die an den Thüren aufgestellten Grenadiere der Nationalgarde an ihre Gewehre zu laden. Kaum sah dieß der König, so rief er ängstlich und halb schluchzend: „Oh! lassen Sie das.... Ihr Eifer kann mich nicht retten.... sie werden mich um-

bringen .... sie wollen meinen Kopf.“ Bei diesen Worten seufzte die Königin tief auf.

Eine Schreckensnachricht folgte der andern; die eingehenden Berichte lauteten immer trauriger. Diese Scene des Jammers wurde durch einen fast burlesken Auftritt unterbrochen. Etliche hundert Edelleute, welche sich zur Vertheidigung des Schlosses eingefundeu hatten, marschirten in den Saal. Sie waren auf die verschiedenartigste Weise bewaffnet: mit Stöcken, mit Degen, mit Jagdmessern, mit alten Klingen, mit Pistolen, welche sie durch Sacktücher, deren blendende Weiße durch den schwarzen Grund ihrer Taffentröcke noch gehoben wurde, am Gürtel befestigt hatten. Einige führten sogar Bratspieße und Feuerklammen aus der Hofküche. Hätte nicht der Augenblick das ganze Mitleiden des Zuschauers in Anspruch genommen, so wäre der Auftritt im höchsten Grade lächerlich erschienen. Der alte Graf Ferrand blieb unter dem Gefolge des Königs stehen und blickte mit einer Art Verachtung auf diese Prozession des Adels. Um dieselbe recht theatralisch zu machen, beugte der Anführer der adelichen Schaar ein Knie vor

dem König und sprach folgende pathetische Worte: Sire! Ihr getreuer Adel ist hier erschienen, um Eure Majestät auf den Thron Ihrer Vorfahren wieder einzusetzen. Werden Sie seine Anstrengungen unterstützen? — Ich werde sie unterstützen, erwiederte der König. — Dieser Auftritt und der Anblick solcher Vertheidiger des Throns flößte selbst den anwesenden Hofdamen wenig Vertrauen ein. Die Nationalgardisten sahen auf die adeliche Schaar mit Mißtrauen und Verachtung herab.

Der Allarm von aussen stieg von Minute zu Minute. Das Sturmläuten, die Kanonenschüsse, das Wirbeln der Trommeln, das Wuthgeschrei der unermeßlichen Volksmenge — alle diese vermischten, verwirrten Töne wirkten wahrhaft betäubend. Hastig trat der Gemeindeprokurator Röderer in den Saal. „Was bringen Sie?“ rief ihm der König entgegen. „Sire! erwiederte er, es ist nur noch ein Mittel der Rettung übrig: Sie müssen sich in den Saal der Nationalversammlung begeben.“ — „Was! rief die Königin heftig aus und ihre Lippen schwollen an, fliehen! Lieber will ich mich an die

Mauern dieses Schlosses spießen lassen?“ Sie riß einem nahestehenden Edelmann eine Pistole aus dem Gürtel und reichte sie dem König mit den Worten dar: „Sire! Jetzt ist der Augenblick da, wo Sie sich zeigen müssen?“ Der König zog in einer Anwandlung von Muth den Degen.

Sie wollen sich selbst ins Verderben stürzen. Wohl, ich gehe, sagte der Gemeindeprokurator und wendete den Rücken. — Bleiben Sie doch, Herr Röderer, rief ihm der König ängstlich nach und stekte den Degen wieder ein. Ertheilen Sie uns Ihren Rath. — Sire! versetzte der Gemeindeprokurator, Sie und Ihre Familie werden unfehlbar ermordert werden, wenn Sie nicht in die Mitte der Nationalversammlung fliehen. In einer Viertelstunde wird der Rückzug nimmer von Ihnen abhängen. — So sind wir also verlassen! Niemand will uns beistehen! rief die Königin schmerzlich aus. Der König schwieg in dumpfer Betäubung. Da trat Graf Ferrand vor und sprach in entschlossenem Tone: Sire! ich beschwöre Sie bei Allem, was heilig ist, geben Sie Ihre Sache nicht selbst auf. Stellen Sie sich an die Spitze Ihrer Truppen und greifen Sie die Re=

bellen an; ich will an Ihrer Seite fechten. — Ach, lieber Graf! versetzte der König mit ungewisser Stimme, ich hasse das Blutvergießen .... ich liebe die Franzosen .... die Verfassung .... Sie sehen ja selbst ..... — Sire! fuhr der Graf fest fort, so geben Sie mir die Erlaubniß zum Angriff, ich nehme alle Verantwortlichkeit auf mich. — Bedenken Sie, Sire! die Folgen dieses Befehls, fiel der Gemeindeprokurator warnend ein. Sie sind verlassen, Widerstand ist unmöglich. — Die Königin hielt ihre Blicke mit gespannter Erwartung auf ihren Gemahl geheftet. Ludwig stund in einer Art Betäubung, plötzlich schauderte er zusammen und sagte, wie aus tiefem Nachdenken erwachend, mit seltsam gelassener Stimme: So laßt uns also gehen!

Der traurige Zug setzte sich in Bewegung und schritt die große Treppe hinab. Ein kleines Gefolge begleitete die königliche Familie. Der Garten der Tuilerien war bereits mit bewaffneten Volkshaufen angefüllt. Piken und blose Säbel starrten in die Höhe und in der Luft wehten mit Blut gefärbte Wimpel über den Häuptern der Menge. Als die königliche Familie sich dem

Gitterthor näherte, stieg der Tumult auf eine furchtbare Höhe. Das Volk rief durch einander: „Da kommen sie! da kommen sie! Schaut her! Schaut her! — Stille doch! — Herr Veto auf den Rednerstuhl! — Nein, an den Galgen! — Stille doch! — Er wird sprechen! — Er hat das Wort! — Nein, er hat es nicht! — Er spricht! — Er spricht nicht!“

Platz! Platz! riefen die Schweizer, welche das Gitterthor öffneten. — Fort mit den Rothröken! Nieder mit den Schweizern! — Zurück mit den Dolchrittern! Laßt den Veto heraus! Er soll sprechen! ertönte eine mächtige Stimme. Da kommt er! da kommt er! schrien viele durcheinander. — Ein blauer Rock! Bischofsfarbe, veilchenblau! — Das ist die Farbe der Verräther! — Nieder mit dem Veto!

Ein Mann von riesenmäßiger Größe trat in die vordersten Reihen. „Ich will mit ihm reden, rief er laut, und ihr sollt eure Freude daran haben.“ — Rede mit ihm, rede mit ihm, Jean-Quatre-Sous! schrien die Nächsten. — Der Riese trat auf den König zu und faßte ihn an der Hand. Ludwig wich scheu zuruck.“ Donnerwetter, be-

gann der Riese mit dröhnender Stimme, ich bin ein ehrlicher Mann und kein Meuchelmörder. Troz deiner vielen Sünden will ich für dein Leben stehen. Ich will dich in die Nationalversammlung bringen! aber dein Weib bleibt außen; denn sie ist eine H..., zum Unglück dieser Nation geboren. — Ich liebe das Volk .... ich setze Vertrauen in euch .... stotterte der König. — Ja, rief ein Weib der Königin ins Gesicht, du bist Schuld an unserm Unglück! Kein Weib in der Versammlung! Fort mit ihr! — Gutes Weib! versetzte die Königin mit gefaßtem Geist, man hat euch getäuscht; ich liebe das Volk, und ich war glücklich, als es mich noch liebte. — Das Weib, schnell umgestimmt, troknete sich die Augen und sagte tröstend: Arme Kleine! Sie sieht recht sanft aus. Ich kannte euch eben nicht, seht Ihr! — Nieder mit der Oesterreicherin! Kein Weib in der Versammlung! tobte der Pöbel dazwischen.

Platz! Platz im Namen des Gesezes! rief der Gemeindeprokurator mit lauter Stimme. — Nieder mit dem Tirannen! Kein Weib! Kein Weib! tobte die Menge. Der Gemeindeprokurator zog ein Papier aus der Tasche, hob es hoch

in die Höhe und rief laut: Im Namen des Gesetzes, freies Volk der Franken, die Nationalversammlung hat ein Dekret erlassen, das den König und seine Familie in ihre Mitte ruft. — Die Deputirten! die Deputirten! schrie das Volk durcheinander. — Siehst du sie? — Ich sehe sie nicht. — Ich sehe sie, sie haben die Medaillen an und schwarzseidene Hosen. — Platz! Platz! die Deputirten!

Jean-Quatre-Sous riß der Königin den Dauphin vom Arme und hob ihn hoch über seinem Haupte empor. — O, Gott, mein Sohn! rief die Königin schmerzlich aus. — Sey ohne Furcht, erwiederte der Riese mit rauher Stimme; es soll ihm kein Leid geschehen. — Der Zug bewegte sich langsam durch die Menge, die sich wogend hinter ihm schloß, und verschwand bald aus den Augen der Zurückbleibenden.

Der Abzug der königlichen Familie geschah so eilig, daß nur die gerade anwesenden Personen ihr folgen konnten. Die Verwirrung im Schlosse war aufs höchste gestiegen. Offiziere, Soldaten, Edelleute, Schweizer und Nationalgarden, Hofdamen, Kammerherren, Lakaien — Alles lief bunt

durcheinander. Jeder suchte sich auf dem nächsten Wege zu retten. Niemand gab, Niemand nahm mehr Befehle. Der alte Graf Ferrand arbeitete sich durch dieses Gedränge, um in den Gemächern der Königin seine Tochter zu holen und aus dem Schlosse zu führen. Sie hatte sich bereits entfernt, und der Vater suchte sie vergebens. Da er also suchend durch die Zimmer gieng, stieß er unerwartet auf seinen Sohn Philipp, der ihm bewaffnet entgegen trat. Freudig gerührt drükte er ihm die Hand und sprach: „Ich that dir Unrecht, mein Sohn, als ich dich im Schlosse deines Königs vermißte; ich sehe, du hast die Waffen für die Monarchie ergriffen.“ — Sie irren sich, mein Vater, ich hielt die Monarchie längst verloren und jedes an sie verschwendete Blut für nutzlos vergossen; ich kam blos, um Sie und meine Schwester zu retten oder die Gefahr mit Ihnen zu theilen. — Hast du Antonien gesehen? — Eben suche ich sie. — Auch ich, mein Sohn, sie hat sich aus den Appartements der Königin entfernt. — Gut, mein Vater, überlassen Sie mir diese Sorge und folgen Sie der königlichen Familie, so lange es noch

Zeit ist. — Nein, nein, Philipp! ich lasse dich nicht allein, wir theilen dasselbe Loos. — Sagen Sie nicht selbst, daß Ihr Leben dem König und der Monarchie angehöre, versetzte der Sohn, der des Vaters Schwäche oder Tugend kannte, um ihn zur Verlassung des bedrohten Schlosses zu bewegen. — Sinnend stund der alte Graf und der Kampf seines Innern mahlte sich in seinen edlen Zügen, dann sprach er ernst und entschlossen: „Das Leben ist nichts, aber der Mann ist der Sache, für die er kämpft, selbst das Opfer seiner edelsten und gerechtesten Neigungen schuldig. Ich gehe, mein Sohn, um dem fallenden Thron eine Stütze weiter zu erhalten. Rette deine Schwester, wenn du kannst. Fliehe die Gefahr nicht, fordere sie nicht heraus. Schwer würde es mir in den Tagen meines Alters, und da mein Muth durch das Unglück des Vaterlandes fast gebrochen ist, zwei liebe Kinder auf einmal zu beweinen.“ Seine hohe Gestalt sank zusammen, eine Thräne trat in sein Auge und er warf einen Blick unaussprechlicher Rührung auf den Sohn, dem er zum Abschied die Hand reichte. Ergriffen knieete der Sohn vor ihm nieder, seinen Segen

zu empfangen. „Gehe mit Gott, mein Sohn, sprach der alte Mann, wir sind Alle in der Hand des Himmels.“ Seine Augen waren feucht und seine Stimme zitterte, aber nur einen Augenblick beugte sich sein hoher Geist unter den wiederholten Schlägen des Schicksals; schnell richtete sich seine kräftige Gestalt wieder empor, die Augen funkelten und er entfernte sich mit festem Schritte. Es gibt keinen erhabeneren Anblick für Götter und Menschen, als der Tugendhafte im Kampf mit dem Schicksal.

Schon die Hälfte des Schlosses hatte Graf Philipp durchsucht, ohne Antonien finden zu können. Die allgemeine Verwirrung stieg immer höher. Nur wenigen gelang die Flucht, weil das Volk alle Ausgänge besetzt hielt. „Haben Sie meine Schwester nicht gesehen? rief Philipp den fliehenden Vicomte Dugommier an und faßte ihn am Kragen. — Ach Gott, lieber Herzensgraf! ich habe heute für nichts Augen, als für offene Thüren, erwiederte der Vicomte seufzend. Wissen Sie denn keinen Weg zur Rettung, Sie sind ja so erfindungsreich, mein Bester? — Wie, versetzte Philipp spöttisch, Sie denken auf die

Flucht, und haben doch erst geschworen, das Schloß bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen? — Der König ist ja fort, mein Lieber! Lassen Sie uns gehen, es ist Alles verloren! — Fors l'honneur, lieber Vicomte, man muß auch für den leeren Thron zu sterben wissen. Wie schön wird unser Beider Heldentod in der künftigen Geschichte Frankreichs beschrieben werden! — Sie scherzen, Bester! wir müssen uns der Monarchie zu erhalten suchen. — Sie haben Recht, Vicomte, auch ich bin kein so Narr, um für die tapezierten Zimmer der Tuilerien zu sterben. So bald ich meine Schwester gefunden habe, werde ich ein Loch suchen, durch das ich entschlüpfen kann. Ich kenne einen Winkel dieses Schlosses, .... Sollten wir nicht, fiel der Vicomte hastig ein, diese Gelegenheit sogleich ergreifen .... Ihre Fräulein Schwester hat nichts zu fürchten.... die Franzosen sind ja so galant. — „Immerhin, Vicomte, entgegnete Philipp höhnisch und über diese Feigheit erbost, suchen Sie das Loch allein, wenn Sie es finden können.“ — Er wandte sich und ging weiter durch die Zimmer des Schlosses; der Vicomte folgte ihm ängstlich und

ließ ihn nicht aus den Augen, da er ihn als den einzigen Rettungsanker betrachtete.

Inzwischen hatte das Gefecht begonnen. Von allen Seiten hörte man ein ununterbrochenes Gewehrfeuer; einzelne Kanonenschüsse krachten dazwischen. Mit diesen Tönen mischte sich auf eine furchtbare Weise das Geheul der Menge, das Tod verkündend aus der Ferne hallte. Dem Vicomte stund der Angstschweiß auf der Stirne und er folgte keuchend dem jungen Grafen, der, von der Sorge für seine Schwester getrieben, stürmischer durch die Gänge und Gemächer des Schlosses flog. Als sie die große Treppe in die unteren Zimmer hinabstiegen, fanden sie am Eingang derselben etwa hundert Schweizer aufgestellt. „Was machen Sie hier, Herr von Reding, rief Philipp dem commandirenden Officier zu, der König ist fort, wollen Sie die leeren Mauern vertheidigen?“ — Ich bin hier auf meinem Posten, erwiederte der Officier lakonisch, und habe keinen Befehl, ihn zu verlassen. — Aber Gegenwehr ist unmöglich. Was wollen Sie denn thun? fragte der Graf. — Sterben, antwortete der Schweizer gelassen, wie es einem

Soldaten auf seinem Posten ziemt. — Er ist ein Narr, flüsterte der Vicomte dem Grafen zu. Dieser bewunderte die eiserne Pflichttreue und den kalten Muth des Officiers und blieb theilnehmend stehen, um den weitern Verlauf abzuwarten. Ruhig ließ der Officier Gewehr aufnehmen und sagte mit fester Stimme: »Wer ohne Befehl seinen Posten verläßt, wird nach den Kriegsartikeln vor ein Kriegsgericht gestellt und mit dem Tode bestraft, daß Ihr's noch einmal wißt, und so wollen wir denn in Gottes Namen beisammen bleiben. Habt Ihr's gehört? — Ja! antwortete es mechanisch aus den Reihen der Schweizer. — Nun, so ist's gut, fuhr der Officier gelassen fort, als ob von einer Parade die Rede wäre, und daß Jeder aufs Commandowort aufpaßt!“ — Inzwischen dauerte das Feuer von allen Seiten fort. In den Reihen der Schweizer herrschte tiefe Stille. Einzelne Flüchtlinge stürzten aus dem Hofe herein, und in geringer Entfernung krachten einige Flintenschüsse. „Fertig!“ commandirte der Officier mit unerschütterlicher Ruhe, und die Hahne knackten.

In diesem Augenblicke stürzte ein Haufen fliehender Schweizer dem Portal zu. Dicht hinter ihnen folgten ein paar Duzend Marseiller. „Feuer!“ commandirte der Officier mit derselben Ruhe. Mehrere Feinde stürzten, die Uebrigen flohen seitwärts.

Hier ist nicht gut seyn, seufzte der Vicomte und zog sich, zur Flucht fertig, die Hälfte der Treppe hinauf, um aus der Schußlinie zu kommen. Philipp blieb ruhig hinter den Reihen der Soldaten stehen.“ Sollten Sie nicht diesen Augenblick zum Rückzuge benützen, Herr Reding; der Feind wird bald in stärkerer Zahl wieder anrücken, rief er dem Offizier zu. — Glaube es auch, erwiederte dieser trocken, habe aber keinen Befehl zum Rückzug.— Das ist ein wahrer Schweizerbulle, sagte der Vicomte ärgerlich für sich. So kommen Sie doch, lieber Graf, Sie haben ja nichts bei der Sache zu thun, fügte er dringend hinzu. — Man sieht so selten einen Mann, lieber Vicomte, versetzte Philipp sarkastisch; darum bleibe ich stehen. — Daß Gott erbarm! seufzte der Vicomte, jetzt ist

der auch ein Narr geworden. Wenn ich nur den geheimen Ausgang wüßte, so stünden wir Beide wohl.

Lautlos stunden die Schweizer. Draussen hörte man schweres Geschütz auffahren. Kurz darauf donnerte ein Kanonenschuß. Die Kugel schlug oberhalb des Portals an, und mehrere zersplitterte Stücke des Gesteins fielen prasselnd herab. Zu gleicher Zeit begann von beiden Seiten des Eingangs her, in schiefer Richtung, ein fortlaufendes Feuer aus dem kleinen Gewehr. Einige Soldaten wurden verwundet, einer getödtet. Der Schweizer-Officier commandirte zum Vorrücken und säuberte durch eine allgemeine Salve den vor dem Portal der großen Treppe liegenden Plaz. Hierauf nahm er die alte Stellung am Fuße der Treppe wieder ein. „Ich meine, Herr von Reding, Sie haben jetzt genug gethan und könnten den Rückzug antreten,“ sagte Graf Philipp ermahnend. — Habe keine Ordre dazu, erwiederte der Schweizer, ohne eine Miene zu verzucken. — Lassen Sie doch den Narren, lieber Graf, rief ihm der Vicomte zu, der sich beim ersten Feuern bis auf den obersten

Absatz der Treppe zurückgezogen hatte, und lassen Sie uns auf unsere Rettung denken. — Ich will nur erst sehen, wie ein Mann auf seinem Posten stirbt, versetzte der Graf, denn wie die Leute fliehen, habe ich genugsam gesehen. — Er ist wahrhaftig auch verrückt, seufzte der Vicomte und hielt sich fertig zur Flucht.

Bald begann das Feuer von aussen wieder und mit verdoppelter Stärke. Die Schweizer wiederholten das vorige Manövre. Dieß wollte der Feind. Drei Kartätschenschüsse, in verderblicher Nähe gegeben, lichteten ihre Reihen. Sie flohen in Unordnung zurück. Laut jauchzend rückte der Feind nach. »Halt! Fronte! Rechts richt euch!“ donnerte die Stimme ihres Führers, als ob sie auf der Parade wären, und mechanisch leisteten die Soldaten dem gewohnten Commandowort Folge. „Fertig! An! Feuer!“ ertönte dieselbe ruhige Stimme. Die Gewehre krachten, und der Feind wich. Gewarnt durch den eben erlittenen Verlust, folgten ihm die Schweizer nicht.

Eine furchtbare Pause trat ein. Die noch übrigen Schweizer blickten bald auf die Todten

nieder, die zu ihren Füßen lagen, bald auf die Verwundeten und Sterbenden, die sich in ihrem Blute wälzten, bald sich selbst einander in das blasse Angesicht, auf dem das Vorgefühl des nahen Todes lag. Jetzt war Gegenwehr nicht mehr freie Wahl, sondern Nothwendigkeit. Jede Miene zur Flucht hätte die raschen Tritte der Verfolger nach sich gezogen, und von dem rasenden, durch den Tod der Seinigen bis zur Wuth entflammten Volke hatten sie keine Gnade zu hoffen. Es war kein Heil, als in Widerstand und ehrenvollem Tode. So vergingen mehrere Minuten — eine schreckliche Pause zwischen Leben und Sterben. Draussen hörte man das Rasseln des Geschützes und den raschen Trabb der Rosse auf dem Pflaster. Sonst herrschte tiefe Stille. Selbst das mißtönige Geheul des Pöbels war verstummt.

Eine ganze Batterie zumal gab eine volle Lage. Ein Geheul des Schmerzes drang in die Lüfte, der Boden war mit Todten und Verwundeten bedeckt. Der tapfere Offizier der Schweizer lag in seinem Blute. Mühsam, auf den einen Arm gestützt, richtete er den Oberleib

in die Höhe, und sprach stöhnend zu Graf Philipp, während das Blut aus seinen Wunden floß: „Nehmen Sie meinen Degen, Graf Ferrand, und retten Sie dieses treue Häuflein; ich sterbe auf meinem Posten.“ — Das will ich, edler Mensch, rief Philipp begeistert, nahm den Degen aus seiner sterbenden Hand, küßte ihm den Todesschweiß von der Stirne und trat an die Spize der Krieger. In diesem Augenblicke wirbelten alle Trommeln und die Musik der Angreifenden ertönte in wildem Sturmmarsch. Ein tausendstimmiges Vorwärts! erschallte aus dem Hofe; ihm folgte der dumpfe Hall einer dichtgedrängten marschirenden Colonne. Bald erblickten die todtmüden Vertheidiger einen immer schneller sich vorwärts bewegenden Rechen von Piken und Bajonetten. Muth und Kraft waren ihnen gesunken. Auf das Commandowort drückten sie, fast mechanisch, ihre Gewehre auf die Angreifenden ab. Ihre Colonne stuzte und machte einen Augenblick Halt. „Zurück, zurück!“ rief Graf Philipp den Soldaten mit lauter Stimme zu, und sie flogen die große Treppe hinauf. Als die Angreifenden nachdrangen, gaben

sie von oben ihr letztes Feuer und verloren sich dann in den ihnen wohlbekannten Gängen und Gemächern des Schlosses. Der Pöbel war bereits von allen Seiten eingedrungen; aber zerstreut, mordend und plündernd, konnte er sich dem Marsche eines noch ansehnlichen bewaffneten Haufens nicht entgegensetzen. Die Fliehenden schlossen und riegelten alle Thüren hinter sich, um die Nachfolger aufzuhalten. Mehrere zersprengte Schweizer schloßen sich an den Haufen an, der 40 bis 50 Mann stark war, als er an einer abgelegenen Hinterthüre ankam, welche in den Garten der Tuilerien führte. Hier ließ Graf Philipp einen Augenblick Halt machen und die Gewehre in Stand setzen. Jetzt, zum erstenmal, dachte er wieder an seine Schwester und den Auftrag seines Vaters, aber er hatte von einem Sterbenden eine heilige Verpflichtung übernommen und wollte sein Wort lößen. Draußen im Garten hörte man den Pöbel toben. Als plötzlich die Thüre aufgerissen wurde und ein bewaffneter Haufe hinaustrat, wich das Volk von allen Seiten scheu zurück. Schnell und dichtgeschlossen rückte das Häuflein vorwärts,

auf seinem Marsche den Schutz der Bäume und des Gebüsches suchend. Inzwischen aber hatte sich das Volk von seiner ersten Bestürzung gesammelt und von allen Seiten fielen Schüsse auf die abziehende Colonne. Als sie an der Drehbrücke ankam, war sie nur noch etliche dreißig Mann stark. Mit verdoppelter Eile wendete sie sich nach der Königsstraße. Der Pöbel folgte ihr mit wüthendem Geschrei. Mit beflügelten Schritten bogen die Fliehenden in eine Seitengasse ein, hoffend, durch viele Windungen den Verfolgern zu entgehen. Da stießen sie plötzlich auf einen Posten der Marseiller. Die Schildwache ging vor dem Hotel der Marine auf und ab und rief, als sie die rothen Röcke erblickte, mit lauter Stimme ins Gewehr. Die Wache trat unter die Waffen. Der Haufe der Flüchtlinge stuzte und stund. Von hinten drang der Pöbel unter wildem Geschrei vor, während vornen die Marseiller ihr Gewehr anschlugen. „Vorwärts mit dem Bajonet!“ donnerte den Bestürzten Graf Philipp zu. „Waffen weg! Streckts Gewehr!“ rief zu gleicher Zeit der Offizier der Wache. Vom langen Kampfe ermattet und von Schrecken

gelähmt, ließen die Unglücklichen ihre Gewehre fallen und riefen: „Es lebe die Nation!“ Als der Pöbel den Haufen waffenlos sah, drang er von allen Seiten auf ihn ein. „Pardon! Pardon!“ riefen ihm die Soldaten entgegen und hoben ihre Hände empor. In ihrer Mitte stund Graf Philipp, den Degen krampfhaft fassend und bereit, sein Leben theuer zu verkaufen. Ein Pikenmann trat auf einen der Soldaten zu und sagte: „Rufe noch einmal: Es lebe die Nation!“ Der Unglückliche schrie aus vollem Halse. „So, fuhr Jener kaltblütig fort, jetzt empfange die Absolution!“ Mit diesen Worten pakte er ihn an der Brust und schleuderte ihn unter den dichten Volkshaufen. In einem Nu wühlten zehn Piken in seinen Eingeweiden, ein Cannibale schnitt ihm den Kopf ab und stekte ihn auf die Spitze seiner Lanze. Da ermannten sich die Soldaten in der Verzweiflung der Todesfurcht. „Wollt ihr sterben wie feige Memmen?“ rief ihnen ihr Führer mit durchdringender Stimme zu. Wie rasend warfen sie sich auf ihre weggeworfenen Gewehre. Der Pöbel entfloh heulend. Eine allgemeine Salve strekte die Hälfte der

Marseiller zu Boden; die übrigen retteten sich in ihre Wachtstube. Schnell eilte der fliehende Haufe weiter. In diesem Augenblicke wurde vom Platze Ludwigs XV ein Kartätschenschuß auf die Flüchtigen abgefeuert. Graf Philipp vernahm das Zischen der umherfliegenden Ladung und den Donner des Geschützes, und da er um sich blickte, stunden noch fünf seiner Unglücksgefährten aufrecht; die andern wälzten sich in ihrem Blute.

Rund umher Tod und Verderben, wohin die Blicke der Unglücklichen fielen. Ihre Kraft fieng an zu erliegen. Fast besinnungslos und gleichsam mechanisch eilten die Fliehenden in die offenstehende Thüre des nächsten Hauses. Es war das Wachthaus der Marseiller. Die Wache hatte sich in die Wachtstube verrammelt, denn sie wußte noch nichts von dem Unfall, der ihre Gegner betroffen. Schnell eilten sie durch die Flur, gelangten in den Hof und von diesem in das Hotel der Marine. Unaufhaltsam stürzten sie fort, kamen in einen Hinterhof, stiegen über eine Mauer und sprangen von dieser in die Straße Saint-Florentin hinab. Sie war ziemlich

leer. In Todesangst pochten die Flüchtlinge an dem nächsten Hause. Niemand öffnete, keine Seele ließ sich hören und sehen. Verzweiflungsvoll warfen sie ihre Blicke auf die Hofmauer. Sie war hoch. Vergebens strengten sie ihre Kräfte an, sie zu erklimmen. Bereits begann sich der Pöbel zu sammeln, und hinter ihnen und vor ihnen ertönte der Ruf: Aux Suisses! Aux Suisses! In diesem Augenblicke der höchsten Noth öffnete sich die Thüre eines Hauses, eine weibliche Gestalt erschien unter derselben und winkte ihnen einzutreten. Schnell verschloß sich die Thüre wieder hinter ihnen.

Als die Nachricht von dem Abzug der königlichen Familie in den Saal der Nationalversammlung im Schlosse bekannt wurde, stieg die Verwirrung auf den höchsten Grad. Hofdiener aller Art rannten bestürzt hin und her, Hofdamen und Kammerfrauen flohen kreischend durch die Zimmer. Ein furchtbares Geschrei von aussen weckte Antonien aus ihren düstern Betrachtungen. Sie trat an das Fenster und sah eine Colonne des Volks, mit Kanonen und unter dem Ruf: Absetzung! Absetzung! Tod

dem Tirannen! gegen das Schloß anrücken. An der Spitze dieser Schaar ging ein schöner hochgewachsener Mann; sie erkannte ihn, schauderte zurück und bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen. In demselben Augenblicke hörte man Schüsse fallen und Kanonen donnern. Adolph d'Orvilliers trat hastig in das Zimmer; Antonie bemerkte ihn nicht. „Um Gottes willen, Fräulein, was ist Ihnen?“ fragte er rasch. „Nichts, nichts, erwiederte sie verlegen, eine plötzliche Angst hat mich beim Anblicke der Rebellen erfaßt.“ — Adolph warf einen schnellen Blick auf die anrückende Colonne und rief knirschend aus: „Ha! der deutsche Verräther ist an ihrer Spitze; ich will ihm seinen Lohn geben.“ Mit diesen Worten legte er sein Gewehr an. „Nein! Nein!“ schrie Antonie ängstlich auf und schob den Lauf seines Karabiners seitwärts. „Wie! fragte der Jüngling befremdet, Sie wollen mich abhalten, einen Feind unsers Königs zu tödten?“ — Ach, Gott, kein Blutvergießen! seufzte sie. Lassen Sie uns fliehen! fügte sie hinzu und verließ das Zimmer. Halb widerstrebend folgte ihr der junge Mann.

Unaufhaltsam floh das geängstete Mädchen durch mehrere Zimmer; nur mit Mühe konnte ihr Adolph folgen. Sie stürzte in den Hof des Schlosses, den eben, durch eine Salve der Schweizer vertrieben, die Volkshaufen verlassen hatten. Das Pflaster war mit Flinten, Picken, Grenadiermützen und Waffen aller Art bedeckt. Hier und dort fielen noch einzelne Schüsse; aus der Ferne wirbelten Trommeln, donnerten Kanonen, hallte das Wuthgeschrei des Volkes. Entsetzen ergriff Antonien; alle die Schrecken um sie her hatten ihre Sinne verwirrt. Mit weitgeöffneten Augen starrte sie um sich und wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte. In diesem Zustand erreichte sie der Jüngling, faßte sie an der Hand und riß sie halb mit Gewalt wieder dem Eingang des Schlosses zu. Ihre Füße versagten ihr den Dienst, sie sank auf die Kniee. In diesem Augenblicke wirbelten die Trommeln, ein tausendstimmiges Geschrei drang in ihre Ohren, eine feindliche Colonne rückte über den Carousselplatz vor. Gewaltsam riß Adolph die Knieende vom Boden auf und trug sie einige Schritte. „Lassen Sie mich, sagte sie mit mat-

ter Stimme, ich kann nicht mehr.“ Verzweiflungsvoll strengte der Jüngling seine letzten Kräfte an, die Hülflose der Wuth des andrindringenden Pöbels zu entreissen. Da rief plötzlich eine gewaltige Stimme: „Antonie! Antonie! ich komme!“ Bei diesen Tönen schauderte das Mädchen zusammen, raffte sich vom Boden auf, warf einen Blick, in dem sich Haß und Liebe malten, auf den Anführer der feindlichen Colonne und floh mit der Schnelligkeit des gejagten Rehs der Schloßpforte zu. Adolph folgte ihr.

„Sie flieht mich, sie haßt mich, sprach Wilhelm von Altheim, und doch muß ich sie retten!“ Antonie war durch eine Nebenpforte in das Schloß zurückgeflohen. Wilhelm folgte ihr mit seiner Schaar, ohne großen Widerstand zu finden, denn das Volk darang bereits zu allen Thüren und Fenstern ein und die Vertheidiger der Tuilerien flohen von allen Seiten. Mit solchem Ungestüm flog er durch die Zimmer, daß ihm nur wenige der Seinigen folgen konnten. So oft er ein weibliches Gewand flattern sah, verdoppelte er seine Schritte. Athem-

los stand er zuletzt vor einer verschlossenen Thüre still. Mit gewaltigem Fußtritt rannte er dagegen, und sie fiel in Trümmer. Das Zimmer hatte keinen Ausgang. Erschöpft saß Antonie auf einem Sessel. Vor ihr stund der junge Leibgardist mit gespanntem Pistol. „Zurück, rief er den Eintretenden zu, wem sein Leben lieb ist!“ Ohne auf diese Drohung zu achten, trat Wilhelm von Altheim näher und sprach in weichem Tone: „Antonie, Sie fliehen mich!“ Adolph legte sein Pistol an. Ohne seine Stellung zu ändern, faßte der Deutsche kaltblütig den Lauf und drückte ihn seitwärts. Die Kugel fuhr durch die Wand. Kein Wort, nur ein Wink seiner Augen, und die Seinigen hatten den Leibgardisten entwaffnet. Regungslos saß die Jungfrau. „Antonie! wiederholte Wilhelm sanft, fürchten Sie nichts!“ — Stolz erhob sich Antonie, eine hohe Röthe überzog ihre blassen Wangen und mit Würde in Ton und Stellung erwiederte sie: „Fürchten! ich fürchte nichts mehr. Was ich fürchtete, ist geschehen, ich habe Sie an der Spitze der Rebellen erblickt. Der einzige Dienst, Herr von Alt-

heim, den Sie mir noch leisten können, ist der, daß Sie mich in das Haus meines Vater bringen lassen," fügte sie mit schneidender Kälte hinzu. — Der junge Mann biß sich auf die Lippen, die Röthe des Unmuths färbte seine Wangen und die Adern seiner Stirne schwollen an. Nach einer Pause verbeugte er sich kalt und höflich und erwiederte: „Ihre Wünsche, mein Fräulein, sind mir Befehle."

Der alte Graf Ferrand eilte, sich in den Saal der Nationalversammlung zu begeben, um dem König in der mißlichen Lage, worin er sich befand, seine Dienste zu widmen. Die Zugänge waren aber von so dichten Volksmassen umlagert, daß er umsonst versuchte durchzudringen. Von der königlichen Familie abgeschnitten und ausser Stande, ihr zu dienen, kehrte er in das Schloß zurück, Antonien zu suchen und in Sicherheit zu bringen. Als er eben die Zimmer durcheilte, um Erkundigungen über seine Tocher einzuziehen, fielen die ersten Schüsse und der Angriff auf die Tuilerien begann. „O, Gott, seufzte er und blieb stehen, um dem Schalle des Gewehrfeuers zu horchen, Blut verschmähte dieser

gute König zu seiner Rettung, und jetzt fließt doch Blut, nutzlos, denn er ist ein Gefangener.“ Erschöpft setzte er sich in einen Sessel und traurige Bilder der Zukunft gingen an seiner ermatteten Seele vorüber, wenn er an das Loos der Monarchie und das Schicksal seines Königs dachte. Rings um ihn her tönte der Donner des Geschützes, hallte das Wirbeln der Trommeln und das Geschrei der Streitenden, stiegen die Jammertöne der Verwundeten und Sterbenden gen Himmel, vor seinen Augen entfloh mit Angstruf das wehrlose Hofgesinde dem von allen Seiten drohenden Tode, aber kein Gedanke an die eigene Gefahr kam in seine furchtlose Seele, denn sein hoher Geist hatte nur Sinn für das gemeine Wesen und für den nahen Untergang der Monarchie, die er sich stets mit dem öffentlichen Wohl innigst verknüpft dachte. Als einige der fliehenden Hofleute den alten Grafen so ruhig da sitzen sahen, unbewegt in der Mitte der Gefahr, wie ein Fels im Meer, der stolz sein Haupt in die Wolken hebt, während die tobende Brandung sich an ihm bricht, faßten sie neue Zuversicht, blieben stehen und blickten auf ihn, als

auf einen Mann, dessen besonnenen Muth Alle kannten. Der alte Graf saß regungslos in tiefen Gedanken, ohne die Gruppe zu bemerken, welche sich nach und nach um ihn gesammelt hatte. „Er macht einen Plan, der uns Alle aus der Verlegenheit ziehen wird, flüsterte der Vicomte Dugommier, welcher hier auf seiner Flucht angehalten hatte, seinem Nachbar zu, wir wollen ihn nicht sogleich stören.“ In diesem Augenblicke donnerte das Geschütz furchtbarer, und von der großen Treppe her schallte ein heftiges Gewehrfeuer und das Wuthgeschrei der Streitenden; der Graf, gleichsam aus tiefen Gedanken erwachend, fuhr von seinem Sitze auf und starrte um sich her. Noch einmal donnerte das Geschütz in solcher Nähe, daß die Grundfesten des königlichen Schlosses zu wanken schienen. „Kommen Sie, Graf, rief ihm der Vicomte ängstlich zu und faßte krampfhaft seinen Arm, kommen Sie und retten Sie uns.“ Da erwachte Jener wie aus einem Traume, blickte mit Verachtung auf die umstehende Gruppe und sprach mit bitterem Lachen: „Euch soll ich retten, euch, mitten unter dem Grabgeläute der Monarchie! Geht, geht,

die Erde ist groß, es gibt der Könige so viele, sucht euch einen andern Herrn, denn ihr wollt ja doch nur dienen! Oder bleibt, bleibt, setzt die rothe Mütze auf und werdet die Schmeichler und Wohldiener des souverainen Volks, bis ihr es zu Grunde gerichtet habt, wie ihr dem Throne gethan!“ In diesem Augenblicke ertönte laut und nahe das Wuthgeschrei des siegenden Volkes; vor ihm her, mit Angstgeschrei, floh das Hofgesinde durch die Zimmer und Gänge. „Fliehen Sie, Graf, rief ihm der Vicomte zu und rüttelte ihn heftig am Arme, sie ermorden Alles.“ — „Fiehe du selbst, Sclave, versetzte der alte Graf mit dem Hohne eines zerrissenen Gemüths, ich kann sterben.“ Ruhig, in starrer Verzweiflung, setzte er sich nieder.“ Er ist wahnsinnig geworden, rief der Vicomte aus und eilte in vollem Laufe davon. Immer näher kam das tobende Geschrei des rasenden Volkes. Der Graf war wie gelähmt und festgebannt auf seinem Sitze. Einigemal versuchte er, gleichsam mechanisch zur Rettung getrieben, sich von seinem Sessel zu erheben, aber die Füße versagten ihm den Dienst, und der Körper sank ermattet zurück. Näher und

näher kamen die furchtbaren Töne, aus den nächsten Zimmern hallten die Stimmen der Mörder in schrecklicher Mischung mit dem Jammerrufe der Ermordeten. Jetzt stürzten sich neue Flüchtlinge mit gräßlichem Geschrei durch das Zimmer, hinter ihnen das gehobene Schwert der Mörder. Auf der Schwelle des Zimmers traf es seine Opfer; Andere warfen sich flehend auf die Kniee nieder und fanden den Tod von unbarmherziger Faust, während sie die gefalteten Hände gen Himmel streckten. Kein Alter noch Geschlecht fand Erbarmen. Dieser Anblick fremden Jammers führte die auf einen Augenblick erlahmte Kraft des Grafen in ihrer ganzen Stärke zurück. Er erhob sich, trat furchtlos den Mördern entgegen und rief mit einer Donnerstimme, die sich an der hohen Decke brach, ein gebietendes Halt! Verwundert betrachteten ihn die Mörder, wie er da stund in aufrechter stolzer Haltung, mit flammenden Augen, ohne Regung von Furcht in der Mitte der gehobenen Schwerter. „Sorge du für dich selbst, schnaubte ihn nach einer Pause einer der Wüthenden an. Bist du nicht auch ein Diener des Tirannen?“ — Das bin ich, erwiederte

ruhig der Graf, ein treuer Diener meines Königs. — Nun, fragte erstaunt ein Zweiter, das sagst du so ruhig, fürchtest du nichts für dein Leben? — Fürchten! versetzte der Graf mit bitterem Lachen, ich fürchte nichts. — Das wollen wir gleich sehen, rief ein Dritter und schwang das Schwert über seinem Haupt. — Unbeweglich stund der Graf, keine seiner Augenwimper zuckte, keine Ader rührte sich an ihm. „Laßt ihn, rief eine Stimme aus dem Haufen der Mörder, laßt ihn, das ist ein tapferer Mann.“ Die Stimme des Sprechers dröhnte wie ein tiefer ferner Donner; sie schien dem Pöbel wohlbekannt, denn gehorsam, wie auf ein Kommandowort, senkten sich die Säbel und Piken. Die Menge öffnete sich und neben den Grafen trat ein Mann von rießenmäßiger Größe; er streckte ihm eine seiner breiten Fäuste entgegen, faßte und drückte seine Hand und sagte gutmüthig: „So wahr ich Jean-Quatre-Sous heiße, du gefällst mir besser, als die Sache, der du dienst; aber so bin ich nun einmal, das Herz lacht mir im Leibe, wenn ich einen tapfern Mann sehe. Du bist gestanden wie ein Fels und hast dem Tod

ins Auge gesehen, und ich sage dir, es soll dir kein Leid geschehen, und wenn du dem Teufel selbst dientest. Du gehörst nicht zu den feigen Hofschranzen, die ihren Veto immer gegen das gute Volk aufhetzten und jetzt davon fliehen und ihn im Stiche lassen. Sage, wo du hin willst, und ich will dir ein paar wackere Pursche geben, die dir kein Haar krümmen lassen. He, ihr da, wandte sich der Riese zu der Menge, hab ich's recht gemacht? Alle tapfern Franzosen sollen leben, und ich will darauf wetten, daß dieser da noch ein wackerer Patriot werden wird, wann er erst zur rechten Einsicht und Erkenntniß gekommen ist!" Die Menge, der alle Kraft imponirt, jubelte ihm Beifall.

* * *

Ehe noch Graf Philipp, mit den wenigen noch übrigen Schweizern, den Eingang des alten Hauses, wohin sie durch einen Vorhof gelangten, erreicht hatte, hörte er bereits hinter sich an der Pforte das ungestümme Pochen des Pöbels. Ihre Führerinn ging stumm voran; sie folgten ihr durch einen finstern Gang und stiegen eine lange schmale Treppe hinab. Sie befanden sich

in einem Keller. Durch einen engen Gang gelangten sie an eine zweite Thüre, die hinter einer Reihe von Fässern verborgen war. Ihre Führerin schloß sie auf und sie traten in einen kleinen Nebenkeller. „Ruhe uud Stille, flüsterte sie ihnen zu, ich werde für euch sorgen.“ Mit diesen Worten entfernte sie sich. Die Eingeschlossenen hörten nach einiger Zeit ein Geräusch im Keller und es schien ihnen, als ob verschiedene Gegenstände vor die Thüre gestellt würden, um sie noch besser zu verbergen. Jetzt wurde es stille, und sie athmeten leichter. So verging etwa eine Viertelstunde; dann erhob sich plötzlich ein furchtbares Geräusch im Keller. Sie hörten die Fußtritte vieler Menschen, Waffengeräusch und Töne rauher Kehlen. Die Suchenden drangen bis in die Nähe des verborgenen Asyls. Leise griffen die Eingeschlossenen zu ihren Waffen, stärkten gegenseitig ihren Muth durch stummes Zuwinken, und waren entschlossen, ihr Leben theuer zu verkaufen. „Aber ich schwöre euch, bei der heiligen rothen Mütze und bei Vater Petions Haupt, sagte eine rauhe Stimme, daß ich sie mit eigenen Augen in dieses Haus gehen

sah, und von dem Erdboden verschwunden können sie doch nicht seyn. — Ja, fiel ein Zweiter ein, wir müssen sie finden, diese verdammten Rothröcke, die unsere Brüder erwürgt haben, und sollten wir sie im Abgrund der Hölle suchen. — Hm! fiel eine Stimme ein, die dem jungen Grafen bekannt schien, sie können sich leicht in das nächste Haus und von dort weiter geflüchtet haben. — Du bist auch so ein Aristokrat und willst den Schurken hinaushelfen, erwiederte ein tiefer Baß, aber ich warne dich, denn wir verstehen keinen Spaß und könnten dich leicht an die nämliche Laterne aufknüpfen. — Nein, versetzte ein Anderer, für den stehe ich ein, er ist mein Nachbar und ein guter Patriot. — Ei! sagte die vorige Stimme in scherzendem Tone, sucht einmal nach, Bürger, ob sie sich nicht in ein leeres Faß verkrochen haben. Mit diesen Worten klopfte er an eines der Fässer. — Das klingt nicht hohl, rief Einer lachend aus; wer sich dahin retirirte, konnte im Wein ersaufen. — Das Faß enthält manchen guten Schluck für gute Patrioten, sagte die bekannte Stimme einladend, und wenn es euch gefällig ist, Bürger,

so können wir gleich eine kleine Probe damit machen. — Nun, entgegnete ein Anderer, von einem guten Patrioten kann man schon mit Ehren einen guten Schluck annehmen.

Es wurde etwas stille, und kurz darauf hörten die Gefangenen die Gläser lustig zusammenklingen. „Alle guten Patrioten sollen leben!“ rief Einer und der Trinkspruch wurde jauchzend wiederholt. „Und an die Laterne mit allen Aristokraten!“ sagte ein Anderer. „Tod dem Veto!“ fuhr ein Dritter fort. „Und nieder mit allen Königen und Fürsten!“ fügte ein Vierter hinzu. Immer munterer klangen die Gläser zusammen, die Trinksprüche wurden mit lallendem Munde ausgebracht. »Unser Wirth soll leben, rief eine jauchzende Stimme, ich sage euch, sein Wein ist gut, und er ist ein braver Patriot, und wer daran zweifelt, der hat es mit mir zu thun!“ — „Ei, wer wird denn daran zweifeln, erwiederte ein Anderer, aber die Pursche könnten sich ja ohne sein Wissen hereingeschlichen haben; wir wollen doch zur Vorsicht noch einmal suchen.“ Er erhob sich taumelnd und tappte an der Fässern herum; mit wankenden Schritten taumelte

er weiter, stieß sich links und rechts an, fluchte und fiel endlich mit dem ganzen Gewicht seines Körpers gegen die Thüre des Gewölbes, in welchem die Flüchtlinge versteckt waren. Zum Glück waren allerlei Geräthschaften vor dieselbe gestellt; der Betrunkene raffte sich wieder auf und murmelte vor sich hin: „Da ist viel Wein, lauter Fässer, braver Patriot.... ich glaube, ich habe da etwas gesucht.... Ja, ja! Sie sollen leben, die Rothröcke.... Nein, nein, zum Teufel! So ist's nicht recht.... Es lebe die Nation!.... Ha! Ha! Ha! Herr Veto.... — Tappend suchte er wieder den Weg zu seinen Cameraden, stieß ein Duzendmal an, verwünschte die vielen Fässer und den verfluchten Wein und berichtete, daß Alles in Ordnung und ihr Wirth ein guter Patriot sey. Zum letztenmal stießen sie nun die Gläser zusammen und entfernten sich mit vielem Geräusch.

Kaum hatten die Eingeschlossenen gewagt Athem zu holen. Als ihre Verfolger sich entfernt hatten, wurde es ihnen leichter um die Brust. Nach etwa einer halben Stunde hörten sie Fußtritte, die sich ihrem Zufluchtsorte näher=

ten. Die Geräthschaften wurden weggeräumt und die Thüre geöffnet. Das Licht einer Blendlaterne fiel herein; der Mann, der sie in der Hand trug, zündete rings herum, und eine bekannte Stimme sagte: „Ah! siehe da, Graf Ferrand!“ — „Guten Tag, Herr Matthieu Dumas, erwiederte Philipp lachend, wie kommen wir denn da wieder zusammen?“ — Doppelt angenehm, versetzte dieser scherzend; da hat meine Louison wohl gethan, die Thüre zu öffnen. Aber sagen Sie mir doch, wie kommen Sie dazu, die Tuilerien zu vertheidigen? Ich hätte Sie für keinen so eingefleischten Royalisten gehalten. Sind Sie denn inzwischen ein Dolchritter geworden? — Nichts als Zufall, bloßer Zufall, lieber Freund! Sie wissen ja, daß dieser die Welt regiert. Mein Vater ist zufällig ein Royalist und glaubte als solcher den Thron retten oder wenigstens für ihn sterben zu müssen; meine Schwester ist zufällig Hofdame und befand sich mithin in den Tuilerien, und durch Zufall bin ich so ein guter Tropf, der noch etwas, ausser sich, liebt, und da war ich denn einfältig genug, auch in das Schloß zu gehen, um dieser Beider Leben

zu hüten. — Nun, das ist schön von Ihnen, solche Einfaltspinsel liebe ich; Sie sehen, daß ich auch ziemlich einfältig bin. Aber ist Ihnen denn die Rettung Ihrer Angehörigen gelungen? — Leider nein! erwiederte Graf Philipp plötzlich wieder ernst; zwar mein Vater, hoffe ich, wird bei dem König und ausser Gefahr seyn, aber meine gute Antonie konnte ich in dem Gewirre nicht finden. — Ruhig, junger Mann, sagte Herr Matthieu Dumas; wir wollen das Beste hoffen, und in jedem Fall wollen wir handeln. Folgen Sie mir, diese Leute müssen sich einstweilen hier verbergen, bis wir ihnen andere Kleider verschafft haben.

Als Graf Philipp in Herrn Matthieu Dumas Wohnzimmer trat, erhob sich ein Mädchen von etwa achtzehn Jahren und grüßte ihn durch eine ungezwungene Verbeugung. Herr Dumas stellte sie ihm als seine Tochter Louison vor. „Hier also sehe ich unsere Retterin, sagte Philipp verbindlich und küßte ihr die Hand. Erlauben Sie, daß ich Ihnen unsern Dank abstatte.“ — Kaum mögen die Pflichten der Menschlichkeit Dank verdienen, erwiederte

Louison bescheiden erröthend. — Doch, und um so mehr, je weniger sie in diesen Tagen der Selbstsucht geübt werden. Und wissen Sie auch, daß Sie durch unsere Rettung viel wagten? — Nicht doch, die Menschlichkeit ist ja nicht verpönt und unser Geschlecht steht unter den Schutze seiner Schwäche. Doch bin ich gelehrt worden, das Rechte zu thun, ohne die Gefahr zu erwägen, welche damit verknüpft ist. — Hier warf die Tochter einen Blick der innigsten kindlichen Liebe auf ihren Vater, der sie freundlich anblickte und ihr mit der flachen Hand über Stirne und Wange streichelte. »Hier bin ich unter Menschen,“ sagte Philipp, unwillkürlich gerührt, mit bewegter Stimme. Matthieu Dumas drückte ihm stumm die Hand und Louison sah ihm mit unbefangener Zutraulichkeit ins Gesicht.

Die Welt nannte Herrn Matthieu Dumas einen Sonderling; die Wenigen, die ihn näher kannten, verehrten in ihm einen der edelsten und tugendhaftesten Menschen. Sein Vater hatte sich durch glückliche Handelsspekulationen ein großes Vermögen erworben. Er gab also, wie solche Glückspilze pflegen, den Handel auf

und lebte in der Hauptstadt auf hohem Fuße. Mittelst seines Reichthums suchte er sich in die sogenannte große Welt einzudrängen, und es fehlte seinem Hause nicht an adelichen Schmarozern, die sich bei ihm gütlich thaten, Geld von ihm entlehnten und hinterher über die gemeine Krämerseele spotteten. Der junge Matthieu hatte durch seine Mutter, welche eine mehr als gewöhnliche Bildung mit einem natürlich guten Herzen verband, eine sehr sorgfältige Erziehung erhalten. Das Glück führte ihm einen Lehrer zu, wie es deren wenige gibt: kenntnißreich, von einem gesunden Verstande und edlen Gemüth. Er war der väterliche Freund seines Zöglings. Durch ihn lernte er, daß das wahre Glück nur im Gefühle der eigenen Menschenwürde liegt, und daß nur Uebung der Tugend und unausgesetzter Kampf mit den Schwächen und Gebrechen der menschlichen Natur Achtung seiner selbst gewähren kann. Er wurde kein tugendhafter Schwäzer, deren es so viele gibt, aber er übte die Tugend, so weit menschliche Schwäche es vermag, und jeder Fehltritt, statt ihn in den Pfuhl des Lasters zu reissen, ward für ihn ein Sporn zum

Fortschreiten auf der Bahn der Tugend. Er war kein pedantischer Tugendheld und verstand die hohe Bedeutung des Wahlspruchs jenes Weisen: „Ich bin ein Mensch, und nichts, was menschlich ist, ist mir fremd.“ Sein Lehrer leitete ihn Schritt vor Schritt auf der Bahn des Lebens, ohne ihn zu gängeln, und die Klippen, an denen die Unerfahrenheit der Jugend zu scheitern pflegt, wurden für ihn zum Leuchtthurme, der ihn die Gefahr vermeiden lehrte. Nicht todte Wissenschaft lehrte er ihn, sondern deren lebendiges Ueben im Leben, nicht tugendhafte Phrasen, sondern die Tugend. Die Wissenschaften sollten nicht seinen Kopf erfüllen, sondern seinen Geist bilden und veredeln. So vorbereitet, wurde die sogenannte große Welt, in welchen die Eitelkeit seines Vaters den Jüngling einführte, für ihn, statt einer Quelle der Verderbniß und des Lasters, ein Schule der Sittlichkeit und Tugend. Sein durch ernstes Studium geläuterter Geist lehrte ihn bald die Oberflächlichkeit und Nichtigkeit der sogenannten großen Welt erkennen, sein durch die Beispiele des Edlen und Guten aus der Geschichte gebildetes Herz lehrte ihn ihre Er-

bärmlichkeit und Nichtswürdigkeit verachten. Die gefälligen Formen derselben hatte er sich schnell angeeignet, und da er sich mehr Kenntniß und Urtheilskraft erworben hatte, als die meisten Mitglieder der vornehmen Welt zu besitzen pflegen, da er überdieß von der Natur mit einer großen Dosis satyrischer Laune ausgestattet worden war, die er in unbarmherziger Ironie über die Albernheiten und Schlechtigkeiten der hohen Zirkel ergoß, so glänzte er bald in ihnen als ein Stern erster Größe und wurde eben so sehr bewundert als gefürchtet. Dieses glänzende Auftreten des Sohns in einer Sphäre, worin er selbst sich nur schüchtern und linkisch bewegte, befriedigte die thörichte Eitelkeit des Vaters und der junge Matthieu, ohnedieß das einzige Kind, wurde sein Liebling. Wenn etwas die Festigkeit seiner Grundsätze hätte erschüttern können, so wäre es die Affenliebe seines Vaters gewesen, die den geringsten seiner Wünsche zu erfüllen eilte; aber sein Charakter stund bereits fest, und da er bald in den jämmerlichen Zirkeln der großen Welt eine Leere des Geistes und Herzens empfand, so ging er mit seinem Lehrer

auf Reisen, um sich durch die lebendige Anschauung der verschiedenen Völker und Stände zum gereiften Manne auszubilden. Er durchflog nicht die Länder in einer Postchaise, sondern reiste planmäßig und daher mit Nutzen. Er studierte die Menschen und Institutionen der verschiedenen Staaten, die er durchreiste, erforschte die Quelle, der Mißbräuche und Verderbniß und gelangte so zu einer gründlichen Ansicht der allgemeinen Politik sowohl, als der besondern Staatsverfassungen Europas. Als ein geistvoller und kenntnißreicher Jüngling hatte er das väterliche Haus verlassen; als ein vollendeter Staatsmann kehrte er zurück. Seine gründliche Kenntniß der europäischen Staaten, ihrer Schwäche und Stärke, und sein reifes Urtheil über alle Gegenstände der Politik blieben von einigen ausgezeichneten Staatsmännern nicht unbemerkt, und da seine unabhängige Stellung und das große Vermögen seines Vaters seine Ansprüche auf eine höhere politische Rolle unterstützten, so hieng es nur von ihm ab, sie zu spielen. Nachdem er aber den Boden, den er betreten sollte, sondirt hatte, zeigte ihm sogleich sein scharfer und richtiger

Verstand, daß solche eingewurzelte Uebel mit halben Maßregeln nicht zu heben seyen, und daß bei der Schwäche der Herrschenden und der von ihnen gebrauchten Werkzeuge die Kraft zu einer umfassenden Reform fehlte, und hatte die so seltene Klugheit und Mäßigung, sich von den öffentlichen Geschäften gänzlich entfernt zu halten. Hiermit brachte er nicht einmal ein Opfer, da sein Charakter den hochfliegenden Planen des Ehrgeizes nicht zugänglich war, sondern reinere und edlere Freuden im Genusse der schönen Natur auf dem Lande, einem ruhigen Studium, der Stille des häuslichen Lebens und der Uebung der Pflichten der Menschlichkeit fand. Nach dem Tode seiner Eltern suchte er ein gleichgesinntes Herz und fand es in jenem Mittelstande, der Bildung des Geistes mit Einfachheit der Sitten und Reinheit des Herzens verbindet. Er forderte und erwartete von seiner Gattin keine blendenden Eigenschaften, aber alle jene Tugenden, welche die Zierde des weiblichen Geschlechts und der Himmel des Mannes sind, der so glücklich ist, sie zu finden. Der frühe Tod seiner Gattin erfüllte ihn mit Kummer, aber die Zeit ist ein

Balsam für alle Leiden, und sie hatte ihm in ihrer Tochter ein Ebenbild hinterlassen, das er nun mit der ganzen Kraft seiner starken Seele umfaßte, und auf das er die ungetheilte Sorgfalt eines liebenden Vaters wendete. Er befolgte kein System bei ihrer Erziehung, sondern nährte und pflegte blos ihre natürlichen Anlagen, wie die Zeit und das reifere Alter sie nach und nach entwickelten. Er lebte meistens auf dem Lande und führte seine Tochter erst dann in die Welt ein, nachdem ihr Geist zu selbstständigem Urtheil gebildet und ihr Herz in der Uebung des Guten erstarkt war. Bei aller Bildung blieb sie ein Kind der Natur, ohne Anmaßung, aber ihres Werthes dennoch bewußt, nicht glänzend mit ihren Vorzügen, aber ohne einfältige oder affectirte Bescheidenheit bei jeder natürlichen Veranlassung in den Schranken des Anstandes und weiblicher Sittsamkeit sie entwickelnd. Zwischen Vater und Tochter herrschte das zarteste Verhältniß gegenseitiger Achtung und Liebe, und Beide waren von sich innig überzeugt, daß sie willig und fähig seyen, einander jedes Opfer, vom kleinsten bis zum größten, zu bringen. Es

gibt kein innigeres Verhältniß, als das zwischen Eltern und Kindern, wenn jene von Jugend auf in die junge Brust dieser alle Keime des Guten und Schönen gepflanzt und sie mit sorgsamer Hand großgezogen haben.

So war die Familie beschaffen, in welche Graf Philipp jetzt eingeführt wurde. Obwohl er alle Etikette verlachte, so hatte er sich doch, gleichsam mechanisch, an jene Formen der großen Welt gewöhnt, worin er aufgewachsen war. Hier nun fand er zum erstenmal die einfache und ungeschminkte Natur, gereinigt und veredelt durch hohe Bildung des Geistes und Herzens. Der Ton, der hier herrschte, war eben so fein und ungezwungen, als in den höchsten Zirkeln, und ohne jene Frechheit und Fadheit, die man in der vornehmen Welt nur allzuhäufig findet. Die Unterhaltung drehte sich ungesucht bald um diesen, bald um jenen Gegenstand, war bald ernst, bald heiter, wie es ihr Gang und die Individualität der Personen mit sich brachte, ohne jemals in jenes ekelhafte Haschen nach Wiz und Originalität oder in jene verderbliche Petulanz zu fallen, die sich über Tugend und Laster hinweg-

setzt und jeden Keim des Guten und Edlen zu vernichten strebt, wie sie in den vornehmen Zirkeln so gewöhnlich sind. In der Einrichtung des Hauses herrschte weder übertriebener Luxus noch gesuchte Simplicität, sondern ein geläuterter Geschmack, der Einfachheit, Harmonie und Schönheit glücklich zu verbinden weiß, der, ferne von Weichlichkeit und unnützem Pomp, keine Bequemlichkeit des Lebens und keinen vernünftigen Genuß verschmäht, den ihm seine Glücksumstände bieten. Zwischen Herrn und Diener herrschte jene so seltene Vertraulichkeit, welche die Achtung und Liebe des Dieners erhöht und befestigt und das Ansehen des Herrn zu einer Art väterlicher Autorität macht. Der alte Bediente des Herrn Matthieu Dumas, der alle seine Reisen mitgemacht hatte und zum Familiengliede geworden war, aß mit am Tische; er hatte durchaus keine Dienste mehr zu leisten, aber der alte Clement deckte den Tisch nach wie vor, weil er es seit langen Jahren so gewohnt war und weil es ihm Niemand pünktlich genug machen konnte, ordnete an, tranchirte, präsentirte und zeigte alle mögliche Aufmerksamkeit für seinen

Herrn und dessen Gäste. Das Bestreben seiner Eitelkeit und und sein Genuß war, über sein savoire faire ein Compliment zu erhalten, welches ihm Freunde des Hauses, die den redlichen Alten kannten und liebten, niemals zu machen verfehlten. Obwohl er schon viele Jahre her Tischgenosse war und niemals von der Tafel ausgeschlossen wurde, wer auch die Gäste seyn mochten, so fühlte er sich doch jedesmal aufs neue hochgeehrt und innigst beglückt, wann er an derselben Platz nahm; diese Auszeichnung vermehrte seinen Diensteifer und seine Bescheidenheit, statt sie zu vermindern. Das Hauswesen des Herrn Dumas, obwohl durch Civilisation verschönert, war eben so einfach und ungezwungen, als das eines alten Patriarchen. In der höchsten Bildung findet sich die Natur wieder.

Was ist nun Ihr Plan in dieser Krisis einer unerhörten Umwälzung, die heute begonnen hat? fragte der Hausherr seinen Gast. Der Thron ist gestürzt. Sie müssen jetzt Parthei ergreifen. Für wen wollen Sie sich erklären? Sie haben keine andere Wahl, als mit der Emigration und dem Auslande gegen Ihr Volk, gegen Ihr

Vaterland, oder mit diesem gegen jene zu kämpfen. — Zuerst, erwiederte Graf Philipp, habe ich die Pflichten des Sohnes und Bruders zu erfüllen. Mein Vater und meine Schwester müssen, wenn sie in Gefahr sind, gerettet und in Sicherheit gebracht werden. — Wohl, das ist Ihre erste Verpflichtung, und ich weiß zu gut, was Eltern und Kinder einander schuldig sind (hier warf er einen wohlwollenden Blick auf seine Tochter, die ihm freundlich lächelnd über den Tisch die Hand reichte,) um dieß nicht anzuerkennen. Ihr Vater wird aber, wenn ich ihn recht kenne, auch dem gefallenen Throne noch Gut und Blut widmen, und ich ehre ihn darum, denn der Mann muß an seinen wohlerwogenen Grundsätzen und erkannten Pflichten festhalten. Hier aber hört die Pflicht des Sohnes auf und die des Staatsbürgers tritt in ihre Rechte. Sie sind mündig, Sie sind selbstständig, und es fragt sich, ob Sie für die unumschränkte Gewalt gegen die Freiheit, für das Ausland gegen Ihr Volk kämpfen wollen? — Sie haben Recht, versetzte Graf Philipp nachdenklich, ich stehe am Scheidewege. Bis jetzt war ich Zuschauer des Kampfes, weil mich das

Treiben beider Partheien gleich sehr mit Eckel erfüllte. Hier ein Hof, dessen feige und treulose Politik ich verachte, dort eine verdorbene und herabgewürdigte Menge, deren wilder Freiheitstaumel nach kaum abgeschüttelter Sclavenkette mir Grausen erregt und die Zukunft meines Vaterlandes in gräßlichen Zuckungen, zwischen Leben und Tod ringend, in furchtbar blutigem Scheine zeigt! Rathen Sie mir, was gebietet hier die Pflicht des Bürgers? — Das muß Ihnen Ihr eigenes Gefühl sagen; folgen Sie ohne Grübeln dem Impuls, den es Ihnen gibt, und Sie werden das Rechte wählen. Jeder ist mir achtungswerth, welcher Parthei er auch angehöre, der nach reiner Ueberzeugung handelt. Der Krieg ist jetzt nimmer zwischen der Nation und ihrem Oberhaupt, sondern zwischen diesem Lande und der Fremde, zwischen unserm Volke und seinen Feinden. Wählen Sie, wie es dem Manne ziemt. — Ich habe gewählt, sagte Philipp nach einer Pause tiefen Sinnens mit entschlossenem Tone. Coriolan, vor den Mauern Roms, ein Feldherr der Feinde seines Landes, war mir stets ein widriger Gedanke, und ich

vergaß den großen Mann und erblickte nur den abtrünnigen Bürger, den Verräther seines Volks. Mein Arm gehört der Sache meines Landes, wer sie auch führen mag. — Matthieu Dumas schüttelte ihm stumm und kräftig die Hand. Louison warf ihm einen freundlich billigenden Blick zu.

* *
*

Am Abend des 10. August saßen die Nachbarn und Freunde des Herrn Gottfried Remusat vor der Thüre seines Hauses, mitten unter ihnen Heinrich Florimond, der den verwundeten Arm in der Schlinge trug. Die Straße auf und ab wogten dichtgedrängte Volkshaufen, welche die Luft mit Triumphgeschrei und Verwünschungen des Tirannen und seiner Familie erfüllten. Wenn einzelne Gruppen am Hause vorbeizogen, machten sie Halt, steckten ihre Mützen und Hüte auf ihre Picken oder Säbel und brachten dem verwundeten Freiheitskämpfer ein Vivat. Jeder einzeln Vorübergehende zog, wenn er ihn erblickte, den Hut ab. Herr Gottfried Remusat warf sich in die Brust und dankte jedesmal verbindlich, als ob die Ehrenbezeugung seiner

Person erwiesen wäre. Amelie blickte freundlich aus dem Ladenfenster auf ihren Helden, und winkte von Zeit zu Zeit triumphirend ihren Nachbarinnen, die nicht ohne einigen Neid auf den Triumphator schauten und sämmtlich wünschten, daß ihre Liebhaber gleichfalls mitgefochten hätten und ein klein wenig verwundet worden wären. „Es bleibt also dabei, sagte Herr Gottfried Remusat, in einem angefangenen Gespräche fortfahrend, daß er den Namen Heinrich ablegt, den ein Vorfahre des gestürzten Tirannen geführt hat. Von Stunde an soll er Brutus heißen, wie jener große Römer, der seinen Dolch in Cäsars Brust getaucht und sein Vaterland befreit hat.» — Ganz recht, Herr Gottfried Remusat, fiel eine Stimme spottend ein, und welcher Freiheit hernachmals, nachdem der große Cäsar todt war, sich unter August, Tiberius und deren Nachfolgern die Römer Jahrhunderte lang erfreut haben. — Nun, Herr Matthieu Dumas, versetzte der Krämer, man kann die Sache nicht so genau nehmen, und das wenigstens ist richtig, daß der große Brutus den großen Cäsar ermorden half und

die Freiheit wieder herstellen wollte. — Was sagte denn der Pabst dazu, fragte ein Nachbar, daß sie so ohne weiteres unter seinen Augen Mord und Todtschlag übten? — Das hat in Rom nichts zu bedeuten, Gevatter, belehrte ihn ein Zweiter, da darf man nur in eine Kirche flüchten, wenn man einen Mord begangen hat; dort ist man so sicher, wie in Abrahams Schoos; und so wird es der große Brutus auch gemacht haben. — Ich habe die Ehre Ihnen zu bemerken, meine Herrn, fiel Herr Gottfried Remusat docirend ein, daß es damals noch keinen Pabst und keine christliche Kirche gegeben hat. Diese Geschichte ereignete sich vor Christi Geburt. — Der Teufel, fiel ein Dritter ein, das ist eine verdammt alte Geschichte, und wenn sie damals schon Tirannen und Könige umbrachten, so können wir es jetzt um so mehr thun. — Aber lassen Sie doch erst den neuen Brutus die Geschichte seiner heutigen Thaten erzählen, unterbrach sie Herr Matthieu Dumas. — Ja, ja, laßt uns hören! riefen mehrere Stimmen und Alle blickten erwartungsvoll auf den verwundeten Helden des Tages. — Sie wissen, meine Herren,

begann dieser, daß ich von hier weg gieng, um an der Spitze eines bewaffneten Haufens zurückzukehren und mich an Sie anzuschließen, und als ich nun mit meiner Schaar anrückte, waren Sie bereits zur Vertheidigung des Schlosses abmarschirt, obgleich... Mehrere Stimmen fielen zu gleicher Zeit mit verschiedenartigen Exclamationen ein: Ach! das geschah, um.... Wir waren bei Allem dem gute Patrioten.... aber der Befehl des Commandanten der Nationalgarde.... Ja, die Ordre war regelmäßig ausgefertigt.... — Sehen Sie, meine Herren, die Sache hängt so zusammen, sprach Gottfried Remusat mit weiser Miene, nachdem einige Stille eingetreten war. Man muß immer auf den Grund der Sache gehen, also sehen Sie: der Wille war bei uns vorhanden, der Enthusiasmus für die Freiheit, als wir beschlossen, uns an die Patrioten anzureihen, um die Höhle des Tirannen zu stürmen. — Ja, ja! wir glühten von patriotischem Eifer, fiel der Chor ein. — Recht, meine Herren, wir waren ganz begeistert und gleich Decius bereit, in den Abgrund zu springen. Aber was geschieht? Sehen Sie, es gibt einen Buchstaben des Gesezes, und dem muß

man gehorchen. Da kam die Ordre, regelmäßig ausgestellt und unterzeichnet, uns zur Vertheidigung des Schlosses zu stellen; die Constitution bestund noch, der Tirann wurde noch als Staatsoberhaupt betrachtet .... Was war zu thun? Sagen Sie selbst .... So sind wir also auf dem Marsche in die Tuilerien, um uns nach dem Buchstaben des Gesetzes zu deren Vertheidigung einzufinden .... Aber wie haben wir sie vertheidigt? — Meisterhaft haben Sie sich aus der Schlinge gezogen, die Ihnen das Gesetz legte, unterbrach ihn Herr Matthieu Dumas mit leiser Ironie. Dem positiven Buchstaben des Gesetzes setzten Sie die negative Kraft der Trägheit entgegen: Sie fanden sich zur Vertheidigung der Tuilerien ein, weil es das Gesetz so wollte, vertheidigten sie aber nicht, weil Sie keine Lust dazu hatten. — Voilà qui est fin, riefen mehrere Stimmen, sich über ihre eigene Feinheit verwundernd. — So ist es, Sie haben in meiner Seele gelesen, bester Herr Dumas, fuhr der Sprecher fort, ohne den Stich zu fühlen. Wir vertheidigten also die Tuilerien nicht, denn sonst ..... Ja sonst, sonst .... bekräftigen Mehrere. — Sonst

wären sie unüberwindlich gewesen, ergänzte der arge Spötter mit der ernsthaftesten Miene von der Welt. — Ja, wenn wir gewollt hätten .... erzählte der Redner weiter, aber, wie gesagt, wir marschirten zur Vertheidigung des Schlosses ab, in der Absicht, es nicht zu vertheidigen. Nun befanden wir uns gleichwohl in einer mißlichen Lage, denn man konnte uns auffordern, nach dem Buchstaben des Gesetzes unsere Schuldigkeit zu thun. Petion hatten sie mit Gewalt zurückbehalten, bis er den Befehl ausstellte, das Schloß zu vertheidigen. Jetzt war also ein schriftlicher Befehl des Maire der Stadt Paris vorhanden, bei einem Angriff auf die Tuilerien Gewalt mit Gewalt abzutreiben. Man zeigte uns diese Ordre vor, in gesetzlicher Form ausgefertigt, unterzeichnet — was war da zu thun? — Nichts, fiel Herr Matthieu Dumas ein. — Ganz recht, nichts, fuhr der Sprecher fort. Wir thaten auch nichts, als daß wir in den Tuilerien blieben. Was geschieht weiter? Nun geht der König, Tirann wollt ich sagen, in den Schloßhof, um die dort aufgestellten Truppen zu besichtigen, und ein großer Theil derselben ruft: Es lebe der

König! und als er zurückkommt, erscheint die Königin mit ihren Kindern an der Hand und beschwört uns bei Allem, was heilig ist, sie gegen die Wuth des Volkes zu vertheidigen. Sie wissen, meine Herrn, Marie Antoinette ist ein schönes Weib, und die Herzen der Franzosen sind so empfänglich .... Kurz, die Grenadiere der Nationalgarde fangen an ihre Gewehre zu laden, und wir ..... — Sie folgten diesem Beispiel? fragte Herr Dumas trocken. — Ich muß gestehen, wir waren von der Scene etwas hingerissen, eine bittende, flehende Königin .... Kurz, wir waren im Begriff, unsere Gewehre auch zu laden, da trat ein glücklicher Umstand ein ..... Rathen Sie einmal, wer uns aus dieser Verlegenheit riß? — Da ist schwer zu rathen, erwiederte Herr Matthieu Dumas, es gibt im Leben der Völker und Menschen so viele glückliche und unglückliche Umstände und der winzigste Umstand ist oft entscheidend, wie sollten sonst große Begebenheiten aus kleinen Ursache entstehen! Es freut mich nur, daß Sie durch irgend etwas aus der Verlegenheit gerissen wurden, sonst hätten Sie vielleicht die Tuilerien so nachdrücklich vertheidigt,

daß Frankreich eine Monarchie geblieben wäre. — Leicht möglich! Doch hören Sie: da wir eben unsere Gewehre laden wollten, marschiren die Dolchritter ein. Plötzlich war unser Enthusiasmus abgekühlt, wir setzten die Gewehre nieder und warfen düstere Blicke auf die Bande der Aristokraten. Als die Königin dieß bemerkte, sprach sie schmeichelnd zu uns: „Meine Herrn! Wir haben alle das nämliche Interesse; diese treuen Diener werden Ihre Gefahren theilen und bis auf den letzten Blutstropfen an Ihrer Seite fechten.“ Wir waren ziemlich unschlüssig, was zu thun sey, da trat zum Glück ein Legionschef in das Zimmer und verlangte im Namen der im Hofe aufgestellten Nationalgarden die Entfernung der bewaffneten Edelleute aus dem Schlosse. Wir schloßen uns an dieses Verlangen an, und da es unerfüllt blieb, so zogen wir ab. Auf diese Art haben wir uns glücklich aus der Affaire gezogen. — Wenn aber dieser glückliche Umstand nicht eingetreten wäre, was hätten Sie dann gethan? fragte Herr Matthieu Dumas. — Dann, dann .... erwiederte der Krämer mit einiger Verwirrung, ... in der That, das weiß

ich selbst nicht .... Sehen Sie, es ist so eine eigene Sache mit dem Thun und Lassen .... das kommt so wie von ungefähr, ohne daß man vorher davon weiß. — In jedem Falle hätten Sie doch nichts gethan, will ich hoffen, oder ich müßte ganz an Ihrem Patriotismus zweifeln, fuhr der Spötter mit trockner Ironie fort. — Das in jedem Falle, dazu waren wir fest entschlossen, zweifeln Sie nicht daran, versicherte der Spiesbürger mit großem Ernst.

Da wir nun die Geschichte des Tages von der negativen Seite genugsam betrachtet und hinreichend erfahren haben, was zum Besten der neuen Republik unterlassen worden, so wollen wir zum Positiven übergehen und hören, welche Thaten zu deren Gründung geschehen sind, begann Herr Dumas aufs neue. Lassen Sie doch hören, junger Brutus! — Mein verwundeter Arm, erwiederte Heinrich bescheiden, sagt Ihnen, daß ich an dem Gefecht Antheil genommen; ich that, was ich konnte; weiter zu sagen, wäre überflüssig. — Brav, mein Sohn, versetzte Jener, du befleißigst dich der Kürze der Alten; fahre so fort, so wirst du deinen neuen Namen

mit Recht führen. — Die umstehenden Spiesbürger, welchen diese Zurückhaltung unbegreiflich war, drangen in den jungen Mann, seine Thaten ausführlich zu erzählen. Herr Matthieu Dumas, der keine Gelegenheit vorübergehen ließ, sie zu geisseln, züchtigte sie für diesen Mangel an Zartgefühl mit kaum merkbarer Ironie: „Sehen Sie, meine Herren, sprach er zu ihnen mit dem verbindlichsten Tone von der Welt, Sie konnten ohne Unbescheidenheit von dem sprechen, was Sie nicht gethan haben, obgleich eben Ihre Unthätigkeit den Ausschlag gegeben, das Vaterland gerettet, den Thron gestürzt und die Republik gegründet hat. Wenn Sie aber in den Fall gekommen wären, Ihre Tapferkeit zu zeigen und vor den Augen Frankreichs glänzen zu lassen, so würde Ihnen sicherlich Ihre Bescheidenheit nicht erlaubt haben, von Ihren eigenen Waffenthaten zu sprechen.“ C'est juste, riefen mehrere Stimmen, und hiemit war die Sache beendigt. Der Tag wurde mit der Krönung des Helden beschlossen. Die schöne Amelie setzte ihm einen Lorbeerkranz auf und hielt dabei eine patriotische Rede, in welcher die Phrasen

von Tirannei, Voksouverainetät, Aristokratie, Freiheit und Gleichheit nicht gespart waren. Die Bewohner der Weißkramstraße waren über Nacht vollkommene Republikaner geworden.

* * *

Der alte Graf Ferrand ging in seinem Cabinet gedankenvoll auf und ab. Von Zeit zu Zeit setzte er sich an seinen Schreibpult, warf einen Blick auf die da ausgebreiteten Papiere und schien in tiefe Betrachtungen verloren. Sein Sohn trat ein und setzte sich schweigend nieder. Der Vater betrachtete ihn und sein Auge wurde finster; er erhob sich, ging hastig auf und ab, blieb vor dem Sohne stehen und sagte mit fest auf ihn gerichteten Blicken: „Ich habe dich bitten lassen, mein Sohn! Wir müssen uns als Männer verständigen. Beharrst du bei deinem Entschlusse, nichts für deinen gefangenen König zu thun?“ — Mein Vater, erwiederte Graf Philipp mit ruhigem Tone, ich habe ein Vaterland, dessen Boden von der Gegenwart fremder Heere besudelt wird. Sagen Sie mir, wer hat die Waffen des Auslands in den Schoos dieses schönen Frankreichs gerufen? — Wer? Der blinde Wahn

dieses tollen Pöbels, der in seiner unbändigen Wuth Recht und Gesetz mit Füssen tritt, die Verfassung, die er sich selbst gegeben, mit leichtfertiger Hand umstürzt und seinen rechtmäßigen König gefangen hält. — Nein, Sie wissen es besser und verhehlen sich selbst die Wahrheit. Dieser schwache und irregeleitete König ist es, der die Gesetze heimlich verletzt, die er öffentlich beschwört, der die Verfassung untergräbt, welche zu handhaben und zu schützen er einen feierlichen Eid geleistet, der die Kräfte der Nation lähmt, um den Sieg der fremden Waffen zu begünstigen, der heute noch, gestürzt und gefangen, seine Rettung, seine Allmacht, seine Rache von der Hülfe der Söldner des Auslandes erwartet, der gefühllos ist für den Ruhm und die Ehre seines Reichs, für das Glück oder Elend seines Volkes, der auf den Trümmern Frankreichs eine entehrte Krone aus der blutgefärbten Hand des Fremdlings empfangen will. O, die Augen gehen mir schrecklich auf, und ich sehe, daß nur gerechte Nothwehr das Volk in die Waffen gerufen, und daß der eigene Meineid den Thron gestürzt hat. — Du scheinst in diesen letzten Tagen in eine

gute Schule gegangen zu seyn, mein Sohn, versetzte der Vater mit Bitterkeit. Die Greuel, welche das vielköpfige Ungeheuer, das man Volk nennt, begangen hat, erscheinen deiner bezauberten Phantasie als eben so viele Thaten der Heroen, würdig, von dem Griffel der Geschichte verzeichnet zu werden. Wer ist denn der Zauberer, der dir Alles dieses in so rosenfarbenem Lichte gemalt hat? — Soll man sein Herz mit Gewalt der Wahrheit verschließen? erwiederte der Sohn mit leichtem Erröthen. Die Greuel aber, womit dieses Blatt unserer Geschichte besudelt ist, fallen auf Rechnung derer, welche sie treulos hervorgerufen. Ein verrathenes und verkauftes Volk ist schrecklich in seiner Rache. Ich billige weder, noch theile ich die Verbrechen einer furchtbaren Zeit, für Jene aber will ich nichts thun, die ruchlos genug waren, den Meineid in ein System zu bringen und mit innerer Freude von Tag zu Tag den immer schwächer werdenden Puls des verscheidenden Volks zu befühlen. — Unwillig wendete sich der alte Graf ab und durchmaß mit raschen Schritten das Zimmer, dann trat er hart auf seinen Sohn zu und sprach mit erschütterter

Stimme: O, daß du recht hast, und tausend Dolche durchbohren meine Brust! Lege deine Hand auf mein Herz und fühle, welches Opfer ich der Wahrheit bringe. Nein, ich will, ich kann nicht heucheln. Ja, fuhr er leiser und mit seltsamem Tone fort, ja, mein Sohn, ich diene einer verlorenen Sache, aber ich kann nicht anders und mein Dienst wird nur mit meinem Leben enden. Die Bande der Pflicht und Dankbarkeit, die mich an meinen König fesseln, sind unzerreißbar, und sein Unglück hat sie doppelt geheiligt. Ich liebe in ihm den Menschen, was er als König gefehlt hat, wird ihm Gott verzeihen. O, mein Sohn, es ist ein Unglück, auf dem Throne geboren zu seyn, und Menschen sind keine Götter. Jetzt aber, wo das Heer der Schmeichler ihn verläßt, soll meinem königlichen Herrn der Freund nicht fehlen. — O, mein Vater, rief der Sohn tief bewegt aus und umfaßte die Kniee des alten Mannes, der, erhaben in seinem Schmerz, hoch und aufrecht stund, wie eine Eiche des Waldes, die, den Stürmen des Himmels trotzend, ihr Haupt in die Wolken erhebt, ja, es wandeln Heilige auf Erden, geben Sie mir Ihren Segen.

Auch mein Leben ist einer Pflicht geweiht — der Rettung meines Landes. — Segnend legte der Vater die Hand auf seines Sohnes Haupt und sprach feierlich: „Gehe, mein Sohn, und sey glücklicher als ich. Dein Vater hat nur noch Einen Wunsch: mit Ehre zu sterben, wie er gelebt.“ Seine Stimme brach und er wendete sich ab, seine Rührung zu verbergen. Mit Inbrunst drückte der Sohn des Vaters Hand an seine Lippen. Dieser bedeckte seine Augen mit der Hand und winkte ihm zu gehen. Rasch sprang Jener auf, starrte mit verstörten Blicken im Zimmer umher und verließ es mit wankenden Schritten.

Der alte Graf saß in finsterem Sinnen, das Haupt auf beide Hände gestützt, als Antonie und Adolph d'Orvilliers leise eintraten. Schnell erhob er sich, richtete seine hohe Gestalt auf und betrachtete die Beiden mit Blicken des Wohlwollens. „Dein Entschluß ist also gefaßt, meine gute Tochter? fragte er Antonien, indem er mit der flachen Hand sanft über ihre Stirne strich. — Ja, mein Vater, erwiederte sie, ich bin fest entschlossen, das Gefängniß mit meiner

erhabenen Gebieterin zu theilen. — Dafür wird dich der Himmel segnen, mein Kind, und ich hoffe, daß diese Menschen noch so viele Achtung vor der Tugend haben werden, dir die Erlaubniß dazu nicht zu versagen. Und du, Sohn meines theuersten Freundes, willst du im Dienste deines Königs Gut und Blut wagen? wendete sich der alte Graf an Adolph d'Orvilliers. — Feierlich erhob der Jüngling seine rechte Hand und erwiederte in ernstem Tone: Wenn ich nicht Gut und Blut einsetze zur Rettung meines Herrn und Königs, so will ich des Namens meiner Väter unwerth seyn für alle Zeiten. Gebieten Sie über mich, ich weihe Ihnen blinden Gehorsam. — Nichts Geringes ist es, was du zu leisten versprichst, darum prüfe dich wohl, mein Sohn. Es ist eine Arbeit für Männer, und du bist nur ein Jüngling. Nicht den raschen Satz des Lebens gilt es hier, der in einem Augenblicke das Daseyn zur dunkeln Pforte des Todes führt, sondern Ausdauer, Selbstbezwingung, Vorsicht, Verschwiegenheit, Opfer aller Art. Nicht ein rühmliches Ende ist hier zu finden, mit den Waffen in der Hand, sondern Verfolgung, Kerker

Leiden und der Tod von Henkershand. Es ist eine verlorene Sache, der du dich weihst, fast hoffnungslos, und Jeder bleibe fern, der nicht sein Alles freudig opfert seiner Pflicht. — „Achten Sie mich nicht gering um meiner Jugend willen, versetzte, halb gekränkt, der Jüngling; die Ehre ist ein Erbtheil meines Stammes und ritterliche Tugend ward mir eingepflanzt von Kindesbeinen an, und sterbe ich in meiner Pflicht, so werde ich vielleicht im Tode den Beifall eines edlen Herzens gewinnen, der mir im Leben versagt ward.“ Bei diesen Worten erhob der Jüngling seine schüchteren Blicke zu Antonien, die schweigend seine Blicke vermied. —

In diesem Augenblicke trat Baptiste, der vertraute Kammerdiener des alten Grafen, ein, und überreichte ihm einen Brief; er öffnete ihn, las und stund in tiefen Gedanken; erwartungsvoll blickten ihn die Andern an. „Ein unbekannter Warner! begann der alte Graf, indem er den Brief nochmals flüchtig durchlief. Wenige Worte, fremde Hand und keine Unterschrift: „„Fliehen Sie, retten Sie sich, verlieren Sie keine Minute, es ist ein Verhaftbefehl gegen Sie er=

lassen.““ Fliehen! fuhr er in Selbstbetrachtung fort, ich bin mir keines Verbrechens bewußt.“ — O, Gott, mein Vater, bat ihn Antonie dringend, benützen sie den Wink, von wem er auch komme. Ihr reines Bewußtseyn wird sie gegen die Willkühr dieser Menschen nicht schützen. Nicht der Verbrecher hat heute zu zittern, sondern der Tugendhafte. — Zittern! ich kenne keine Furcht; ich bleibe und will ihnen ein Beispiel geben, wie der Gerechte für eine edle Sache leidet. — Fliehen Sie und erhalten Sie sich uns für bessere Zeiten, wiederholte ängstlich Antonie. — Fliehen Sie, retten Sie sich, bat der treue Diener mit Thränen in den Augen. Mit finsterm Ernst stund der Graf unbeweglich. — Erhalten Sie sich dem Dienst Ihres Königs, mahnte ihn der Jüngling in feierlichem Tone. — Du hast Recht, mein Sohn, erwiederte der Graf, ich muß mich der Sache erhalten, der ich mein Leben geweiht. — Kaum hatte er diese Worte gesprochen, so wurde die Thüre aufgerissen, ein Diener stürzte schreckenbleich herein, und hinter ihm erblickte man die Gemeindebeamten in ihren dreifarbigen Schärpen und die blitzen=

den Gewehre der Wache. „Zu spät, zu spät!“ jammerte Antonie. Mit kaltem Anstand trat ihnen der Graf entgegen und sagte ruhig: „Sie suchen mich, hier bin ich.“

* *
*

Der Verhaftete war in das Gefängniß der Abtei gebracht worden. Ein großes Zimmer faßte, neben ihm, zwanzig Personen. Jeder der Verhafteten hatte sein eigenes Bett. Die Betten stunden in zwei Reihen der Länge nach an den beiden Wänden. In der Mitte war ein ziemlich breiter Gang gelassen, der den Gefangenen zur freien Bewegung diente. Am Kamin, dem Eingang gegenüber, stund ein großer Tisch zu gemeinschaftlichem Gebrauche Das Zimmer war reinlich und der größere Theil seiner Bewohner zeigte jene muntere Laune, die dem Franzosen fast in jeder Lage eigen bleibt. Die Aufwärter des Beschließers, welche die Gefangenen bedienten, waren artig, und ihrem höflichen Benehmen nach würde man sie eher für Kellner irgend eines guten Gasthofs, als für Gehülfen eines Kerkermeisters gehalten haben. Nichts in der äussern Form verrieth hier das Gefängniß, als

das sorgfältige Schließen der Thüren von aussen, so oft einer der Aufwärter in das Zimmer trat.

Es war am Morgen des zweiten September 1792. Graf Ferrand saß auf seinem Bett und laß ruhig in einem Buche. Der Vicomte Dugommier und der Graf Ambrugeac waren am Kamin in einem leisen aber eifrigen Gespräche begriffen. Der Vicomte kam an das Bett, stieß den Grafen sachte an, hob drei Finger der rechten Hand in die Höhe und sagte in zuversichtlichem Tone: „Noch drei Tage, dann sind wir frei!“ Der Graf richtete den Kopf langsam in die Höhe, sah ihn zweifelnd an und fragte: „Wie so denn?“ Es leidet keinen Zweifel, fiel Graf Ambrugeac ein, in drei Tagen sind die Preussen in Paris. Wir haben uns sichere Nachrichten zu verschaffen gewußt. — Aus der besten Quelle, fügte der Vicomte hinzu. — Dann feiern wir unsern Triumph, sagte der Graf. — Dann wollen wir uns an diesem Pöbel rächen, ergänzte der Vicomte. — Dann soll Blut in Strömen fließen, fuhr der Graf fort. — Das ist ja wider die bekannten Gesinnungen des Königs, wendete Graf Ferrand, halb spöttisch

halb ärgerlich, ein. — Ey was! erwiederte der Vicomte, wenn unsere Freunde, die Preussen, da sind, hat der König nichts mehr zu sagen. — Sie wollen also Ihre Rache auf Kosten der Unabhängigkeit Frankreichs erkaufen? fragte Graf Ferrand stark betonend. — Gleichviel um welchen Preis, wenn wir nur den Meister spielen, antwortete Graf Ambrugeac trocken und nahm gleichgültig eine Prise.

In diesem Augenblicke trat der Beschließer des Gefängnisses herein. Sein Gesicht war todtbleich, die Augen starr, sein Ansehen verstört. „Um Gottes willen, was ist Ihnen, Herr Simon? rief ihm einer der Gefangenen zu; die andern umringten ihn und baten dringend um Aufschluß. Er wehrte sie von sich ab und war taub für alle Fragen. „Geben Sie Acht, flüsterte Graf Ambrugeac dem Vicomte zu, die Preussen sind schon vor den Thoren. — Das ist wohl möglich, versetzte dieser freudig und drückte ihm verstohlen die Hand.

Die Thüre öffnete sich und mehrere Aufwärter traten mit dem Mittagessen der Gefangenen herein. Auch diese waren bestürzt, und

die Hände, welche die Schüsseln trugen, schienen zu zittern. Graf Ferrand zog die Uhr heraus und sagte ruhig: „Zwei Stunden zu frühe. Warum sollen wir heute bälder speisen, Herr Simon?“ Der Beschließer zuckte die Achseln und schwieg. „Sie werden uns doch nicht aus Paris wegführen wollen, ehe unsere Befreier eintreffen,“ flüsterte der Vicomte dem Grafen Ambrugeac mit bedenklicher Miene zu. — Das wäre ein fataler Streich, erwiederte dieser mit einem Jammergesichte.

Der Beschließer entfernte sich und die Gefangenen setzten sich mit verschiedenartigen Empfindungen zu Tische. Die einen waren von frohen Hoffnungen belebt, die andern von bangen Ahnungen ergriffen. Kaum war abgespeist, so erschien der Beschließer wieder mit denselben verstörten Zügen; er raffte gegen seine Gewohnheit alle Messer und Gabeln auf dem Tische zusammen, um sie wegzutragen. — Was soll das bedeuten? fragte ihn einer der Gefangenen. — Nichts, erwiederte er mit ungewisser und zitternder Stimme, näherte sich schnell der Krankenwärterin eines verwundeten Schweizer-Offiziers,

die man in das Gefängniß eingelassen hatte, um ihn zu pflegen, und flüsterte ihr einige Worte in die Ohren. Sie erbleichte und stürzte aus dem Zimmer, ohne sich umzusehen. Mit derselben Eile folgten ihr der Beschließer und die Aufwärter. Die Thüre rasselte hinter ihnen zu, und die Gefangenen sahen sich mit großen Augen an, ungewiß, welche Wendung ihres Schicksals ihnen dieser ungewöhnliche Auftritt verkünde.

So verweilten sie etwa eine Stunde und theilten sich in einzelnen Gruppen ihre verschiedenen Vermuthungen mit. Plötzlich fiel ein Kanonenschuß, ihm folgte in abgemessenen Pausen ein zweiter und ein dritter. Kaum war der letzte verhallt, so erfolgte ein allgemeines Sturmläuten von allen umliegenden Thürmen. Mit den bald dumpfen, bald gellenden Tönen der Glocken mischte sich der betäubende Lärm der Trommeln, die durch alle Gassen schlugen. Dazwischen ließ sich ein durchdringendes Geschrei aus tausend rauhen Kehlen vernehmen, aus dem einzelne schrille Töne hervorstachen, die aus Weiberkehlen oder von unerwachsenen Personen zu kommen schie-

nen. Die Gefangenen sahen sich bestürzt untereinander an.

So verging etwa eine Viertelstunde; dann trat tiefes Schweigen ein, das nur von Zeit zu Zeit durch ein dumpfes Gemurmel unterbrochen wurde. Plötzlich ertönte, fast unter den Fenstern des Gefängnisses, der durchdringende Angstschrei eines Menschen. Einige Gefangene sprangen an das Fenster eines Eckthürmchens, von dem man in den Hofraum der Abtei hinabsah. Aber eben so schnell, als sie hingeeilt waren, wendeten sie die todtbleichen Gesichter mit dem Ausdrucke der Angst und des Abscheus vom Fenster wieder ab. „Was gibt es hier?“ fragte Graf Ferrand einen von ihnen mit Ruhe. Er öffnete den Mund zur Antwort, aber die Worte erstarben ihm auf den Lippen, und er deutete blos mit dem Finger auf den Hof hinab. In demselben Augenblicke ertönte ein ähnliches durchdringendes Geschrei. Die Zuschauer fuhren mit allen Zeichen des Schreckens vom Fenster zurück. Der Vicomte hob den Fuß, um zum Fenster zu gehen, aber er versagte ihm den Dienst. Graf Ambrugeac stierte besinnungslos um sich her.

Ruhig und gefaßt schritt Graf Ferrand zum Fenster. Zwei blutige Leichname lagen auf dem Pflaster. Im Hofe stunden etwa fünfzig Männer mit aufgestülpten Hemdärmeln und blosen Säbeln in der Hand, deren einige vom Blute der eben gefallenen Schlachtopfer noch rauchten. Der Graf entfärbte sich; aber bald röthbeten sich seine Wangen wieder höher und sein Auge funkelte von edlem Zorn; er griff mit der rechten Hand gleichsam mechanisch an die linke Seite, an der er kein Schwert fand; da ballte er die mächtige Faust und schlug sie mit solcher Gewalt auf das Gesimse, daß die Fenster erdröhnten und einige Scheiben zerbrochen herabfielen. In diesem Augenblicke wurde aus dem inneren kleinen Hofraum ein neues Opfer unter die Säbel der Mörder geschleudert. Man hörte die Säbelhiebe auf seinem Kopfe krachen, und sein Angstgeschrei drang in die betäubten Ohren der verzagten Gefangenen. Der Graf, von edlem Unwillen entbrannt, griff in die Gitter und erschütterte sie mit gewaltiger Kraft. Die übrigen Gefangenen rissen ihn ängstlich vom Fenster weg, um nicht die Mörder auf ihr Daseyn

aufmerksam zu machen. Das Gefühl der Ohnmacht schien seine Kraft gebrochen zu haben; er setzte sich ruhig auf sein Bett und verhüllte sein Angesicht, um die Jammertöne, die je und je von unten heraufsönteu, von seinen Ohren abzuwehren. In den Zügen der übrigen Gefangenen hatte die eigene Todesfurcht das Gefühl des Mitleids für ihre Unglücksgenossen verwischt. „Was gibt es?“ fragte der verwundete Schweizer-Offizier, in dessen sterbendes Ohr die kläglichen Töne drangen, und richtete sich mühsam in seinem Bette auf. „Die Gefangenen werden ermordet,“ rief ihm einer schreckenbleich zu. Bald werden die Mörder auch hier seyn.“ Meine Wunden sind tödtlich, erwiederte er mit Apathie und sank auf sein Lager zurück.

Unten dauerte das Morden fort. Von Zeit zu Zeit trieb unwiderstehliche Neugierde einen der Gefangenen an das Fenster, um einen Blick des Schreckens in den Hof zu werfen. Dort herrschte Grabesstille, nur hie und da von dem dumpfen Gemurmel der Mörder und des zuschauenden Pöbels unterbrochen. Ein neues Schlachtopfer wurde herausgeschleudert; es stürzte

sich mit gesenktem Haupte unter die Säbel der Mörder; es fiel, sein Angstgeschrei schlug an das Gewölbe des Himmels und wurde von dem hallenden Rufe: „Es lebe die Nation!“ übertäubt. Dann herrschte wieder einige Minuten die Stille des Todes, bis ein neues Schlachtopfer unter die Mörder geschleudert wurde.

So vergiengen mehrere Stunden. Es war Nacht geworden. Plötzlich ertönte auf der Treppe Waffengeklirr und wildes Geschrei von Weibern und Männern. Die Riegel klirrten, man hörte den schweren Schlüsselbund rasseln, und als die Thüre sich öffnete, zeigte sich unter ihr im düstern Scheine einer Fackel, die ein Kerkermeister hoch in der Hand trug, eine bunte Menge von Männern und Weibern — der Auswurf beider Geschlechter. Die Mordlust funkelte aus ihren von Wein und Wuth erhitzten Augen, und einzelne btuttriefende Säbel erhoben sich unter dem Haufen. Als die Thüre geöffnet war, wollte die trunkene Menge hereinstürzen. — Ein großer finsterer Mann, dessen Hände und Säbel von Menschenblut trieften, stieß sie zurück, winkte einem seiner Kameraden und trat mit diesem und

dem Kerkermeister herein. Die Thüre schloß sich hinter ihnen. Sie sahen sich mit funkelenden Augen um, und das Herz der Gefangenen erbebte in ihrem Busen. Graf Ferrand blieb ruhig auf seinem Bette sitzen und blickte die Mörder fest an. Zitternd deutete der Gefangenwärter auf das Bett des Schweizeroffiziers.

Die Mörder traten hinzu. Mühsam richtete sich der Verwundete empor, blickte mit halb erloschenen Augen um sich und sagte mit sterbender Stimme: »Ihr wollt mich tödten. Tödtet mich hier. Ich muß ja doch sterben und habe genug gelitten.“ Ergriffen von diesem Anblick und der hohlen Geisterstimme, die schon aus dem Grabe zu kommen schien, trat einer der Mörder zurück, der andere warf ihm einen finstern Blick des Vorwurfs zu, ergriff den Verwundeten und warf ihn auf seine Schultern. Der Schmerz erpreßte dem Unglücklichen herzzerreißende Töne. Die Gefangenen zitterten. Keiner öffnete den Mund zu Bitte oder Klage. Da sprang Graf Ferrand auf und rief mit kräftiger Stimme: „Ungeheuer! Wenn ihr ihn tödten wollt, so seyd barmherzig und gebt ihm hier den Tod!« — Er ist noch

nicht verurtheilt. Wir sind keine Mörder, erwiederte gelassen derjenige, der ihn auf der Schulter trug. — Wir bringen ihn vor den Gerichtshof, fügte der andere hinzu. — O Wahnsinn der Partheien durch ungerechte Gewalt erzeugt! sagte der Graf, halb für sich, und setzte sich ermattet auf sein Bett. Die Mörder trugen das Opfer fort, das furchtbare Töne des Schmerzes ausstieß, die noch aus der Ferne erklangen. — Es ist also ein Gerichtshof vorhanden. Nun, das ist gut, sagte der Vicomte halb getröstet. — In diesem Augenblicke ertönte von unten der Angstschrei eines Ermordeten. – Sie sehen, wie prompt der Gerichtshof ist, dessen Sie sich getrösten, entgegnete Graf Ferrand mit einem bitteren Blicke auf den Vicomte, den diese Worte erbleichen machten.

Unten dauerte das Morden ununterbrochen fort. Es machte die Gefangenen nach und nach vertraut mit dem Anblicke und dem Gedanken des Todes, Mehrere von ihnen stellten sich in das Eckthürmchen, um zu sehen, welche Stellung sie anzunehmen hätten, um den Tod auf die am mindesten schmerzhafte Weise zu erhalten, wenn man sie auf den Mordplatz führen würde. Sie berichte-

ten ihren Unglücksgefährten, daß diejenigen, welche die Arme ausstreckten, um die Hiebe abzuwehren, viel länger zu leiden hätten, weil die Säbelhiebe gebrochen würden, ehe sie den Kopf träfen. Diejenigen hingegen, welche die Hände auf den Rücken hielten, hätten viel weniger zu dulden. Die Gefangenen ermunterten sich nun gegenseitig, die letztere Stellung anzunehmen, wenn die Reihe an sie kommen würde. »Während dieser gräßlichen Berathung stieß sich Einer von ihnen mit den Worten: „Wir sind Alle dem Tode geweiht!“ ein verborgen gehaltenes Messer in die Brust und stürzte entseelt zu den Füßen seiner Mitgefangenen nieder.

So verging die Nacht, und der Tag kam wieder. Erschöpft durch übermenschliche innere Bewegung, hatten sich mehrere der Gefangenen niedergelegt und waren eingeschlafen. Graf Ferrand, voll von Muth und Todesverachtung, schlummerte ruhig. Andere saßen in dumpfem Hinbrüten, ihres Schicksals wartend. Die Gefangenen waren von Hunger und Durst verzehrt, denn keiner der Aufwärter ließ sich blicken.

Etwa gegen Mittag öffnete sich die Thüre

wieder, und zehen mit Säbeln bewaffnete Männer, traten herein. Sie befahlen den Gefangenen sich am Fuße ihrer Betten aufzustellen, und überzählten sie. „Einer fehlt," rief eine heisere Stimme. Graf Ferrand deutete mit verachtungsvollem Schweigen auf den entseelten Körper. Einer der Mörder zuckte die Achseln und sagte gelassen: „Er hat Unrecht gehabt, wenn er unschuldig war, sich nicht auf die Gerechtigkeit der Republik zu verlassen." — Eure Gerechtigkeit scheint mir sehr summarisch zu seyn, erwiederte Graf Ferrand mit verbissenem Aerger. — Freund! versetzte der Mörder mit größter Ruhe, die Zeiten sind schwierig und die Umstände dringend. Bist du aber unschuldig, so fürchte nichts. Unser Präsident ist gerecht. — In seinen Augen werde ich wohl schuldig seyn, antwortete der Graf. — Desto schlimmer für dich, entgegnete der Mörder mit leichtem Achselzucken und ging; die Uebrigen folgten. Der Leichnam wurde weggetragen. — Und sollen wir denn hier vor Hunger und Durst vergehen, ehe wir abgeschlachtet werden? rief einer der Gefangenen dem Anführer der Mörder nach. — Wie!

erwiederte dieser und machte plötzlich Halt, ihr habt eure Nahrung nicht in der Ordnung bekommen? — Seit vierundzwanzig Stunden nicht einen Bissen oder Trunk, versetzte der Gefangene. — Das Gesicht des Mörders wurde dunkelroth und seine Augen blitzten. „Holt mir den Aufseher des Gefängnisses,“ rief er mit donnernder Stimme seinen Cameraden zu, deren einige sogleich wegeilten.

Eine Pause der Erwartung trat ein. Der Gefangenwärter erschien zitternd. „Unmensch, rief ihm der Anführer der Mörder zu und streckte ihm die geballten blutigen Fäuste entgegen, ist es wahr, daß du diese armen Gefangenen vierundzwanzig Stunden ohne Nahrung gelassen hast?“ Der Gefangenwärter erbleichte und stotterte zitternd einige Entschuldigungen über Mangel an Zeit und Besonnenheit bei dieser allgemeinen Verwirrung. — Ist die Sache richtig? Ja oder Nein! donnerte ihm der Mörder entgegen. — Ja! stotterte der zitternde Kerkermeister. — So nimm dieß hin, schriee mit furchtbarer Stimme der Anführer der Mörder, schwang den Säbel und spaltete ihm mit Einem Hiebe den

Kopf, daß er auf der Stelle entseelt niederfiel. Alle Gesichter erbleichten. „Zweifelt nun nicht mehr an der Gerechtigkeit der Republik!« sagte der Anführer der Mörder, zu den Gefangenen gewendet, und entfernte sich mit stolzen Schritten.

Nach einer halben Stunde brachte man den Gefangenen zu essen und zu trinken. Das dringende Bedürfniß des Hungers und Dursts schien für einen Augenblick das drückende Gefühl ihrer Lage aus ihrem Gedächtnisse zu verwischen. Einer der Unglücklichen stürzte schnell mehrere Gläser Wein hinunter, wahrscheinlich in der Absicht, sich zu betäuben und dadurch seiner verzweifelten Lage zu vergessen. Eine Zeitlang saß er sinnend und wie in sich selbst verloren da. Jeder war zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf ihn zu merken. Plötzlich fuhr er auf, Thränen stürzten aus seinen Augen, und er rief mit halberstickter Stimme: »Freunde, ich bin verloren, sie kommen, mich zu holen!“ Man suchte ihn zu trösten; er war taub für alle Gründe und rief unaufhörlich: „Sie kommen, sie kommen!“ Dabei deutete er auf das Fenster, statt nach der Thüre. Etliche Gefangene traten an das Fen-

ster. Man hatte eine Leiter angelegt, und einige Leute waren im Begriff heraufzusteigen. Da schrieen andere: „Weg, weg! Man will ihnen Waffen bringen!“ Die Leiter wurde umgestoßen. „Sie kommen, sie kommen!“ rief der Unglückliche, in vollen Wahnsinn ausbrechend, rannte verwirrt hin und her, suchte einen Ausgang und fand keinen, rüttelte mit der Kraft des Wahnwitzes an der verschlossenen Thüre, sprang an den Wänden hinauf, versteckte sich unter eine Bettlade, kam im nächsten Augenblicke wieder hervor, durchrannte rasend das Zimmer, setzte sich zuletzt ermattet nieder und weinte wie ein Kind. Alle, ihres eigenen Schicksals vergessend, suchten ihn zu trösten. Er schien einen Augenblick zuzuhören, aber nur so lange, als seine Kraft erschöpft war; dann raffte er sich abermals auf, stürzte auf das Kamin los und stieg, obwohl er ein schwerer Mann war, mit der Behendigkeit eines Schornsteinfegers hinauf. Oben hemmte ein starkes eisernes Gitter den Ausgang. Er stieß mit voller Kraft den Kopf daran; es wich nicht, er wiederholte wie rasend die Stöße. Zuletzt fiel er ermattet und betäubt herunter und

blieb wie todt auf den steinernen Platten des Kamines liegen. Man rief ihn ins Leben zurück, aber er erwachte nur zu erneuertem Wahnsinn.

Der Anführer der Mörderbande trat herein, rief die Gefangenen zusammen und ermahnte sie mit größter Seelenruhe, ihre Vertheidigung vorzubereiten; er bot ihnen hiezu seine Dienste an, um die nöthigen Vertheidigungsmittel, die etwa erforderlichen Zeugen u. s. w. herbeizuschaffen; es schien ihm sehr angelegen zu seyn, ihnen den Beweis ihrer Schuldlosigkeit führen zu helfen. Graf Ambrugeac händigte ihm einen offenen Zettel ein, worin er die Adresse seines Sohns gab und diesen mit einigen Worten dringend beschwor, zu seiner Rettung herbeizueilen und für seine Unschuld zu zeugen. Graf Ferrand saß finster schweigend; der Mörder betrachtete ihn theilnehmend, und seine ruhige Würde schien Eindruck auf diesen rohen Menschen zu machen; er erbot sich zu allen Diensten, die er ihm zu leiste vermöge. Ruhig ergriff der Graf ein Papier und schrieb darauf mit fester Hand unter der Adresse seiner Tochter Anto-

nie: „Lebt wohl, meine Kinder, ich stehe an der Pforte des Todes!“ Verwundert las der Mörder die Zeilen, warf einen Blick auf die hohe Gestalt des Grafen, der aufrecht da stund mit unveränderten Zügen und den nahenden Tod zu verachten schien, schüttelte den Kopf und sprach: „Und kann ich sonst nichts für dich thun, Bürger?“ — Nein, versetzte der Graf gelassen, schon mein Name ist ein Todesurtheil in den Augen dieser Richter. Graf Ferrand nenne ich mich, und weiß zu sterben! — Schade um diesen Mann! sprach der Anführer der Mörderbande, betrachtete mit Wohlgefallen die edle Gestalt des Gefangenen und entfernte sich schweigend.

Wieder vergingen mehrere Stunden. Ueber dem Zimmer der Gefangenen, das ehemals zur Kapelle der Abtei gedient hatte, war eine Emporkirche angebracht, die von aussen einen Eingang hatte. Plötzlich, gegen Mitternacht, erhellte sie sich und unter dem Scheine von Fakeln, welche Gefangenwärter trugen, erschienen auf ihr zwei ehrwürdige Priester. Hinter ihnen glänzten die Waffen der Wache. Einer der Priester entblöste sein schneeweißes Haupt, seine Augen

glänzten von überirdischem Feuer und seine Wangen hatten sich im Vorgefühle des nahen Märtyrerthums geröthet. Er hob seine Hand zum Segen und rief mit fast freudiger Stimme von seiner hohen Stellung hinab: „Unsere letzte Stunde naht. Sammelt eure Herzen, meine Brüder, den Segen der heiligen Kirche zu empfangen.“ Wie mit einem Zauberschlage fielen alle Gefangenen auf die Kniee nieder und empfiengen mit gefalteten Händen den Segen. Das Alter der beiden ehrwürdigen Greise, ihre über den Gefangenen erhabene Stellung, der düstere Schein der Fackeln, die im Hintergrunde glänzenden Waffen, der über Allen schwebende Tod machten diesen Auftritt so erhaben als schrecklich. Der Unglaube des Unglaubigsten war besiegt, und Alle fühlten sich der Gottheit näher.

In diesem Augenblicke klirrten die Riegel, und unter der Thüre zeigte sich eine bewaffnete Schaar, um die Gefangenen vor den Stuhl unerbittlicher und blutdürstiger Richter zu führen.

* * *

Kummervoll saß Antonie in ihrem Kabinet, das blasse Gesicht auf den schwanenweißen Arm

gestützt und bald die Decke, bald den Boden des Gemachs anstarrend. Ihr Vater gefangen, ihre königliche Gebieterin im Kerker, sie von Beiden getrennt und der Hoffnung beraubt, ihr Schicksal zu theilen. Vergebens hatte sie den Gemeinderath gebeten, wiederholt angefleht, die Gefangenschaft ihrer Königin theilen zu dürfen; sie war mit Härte zurückgewiesen worden. Neben diesen Leiden nagte noch ein geheimer Kummer in ihrem Herzen, den sie kaum sich selbst zu gestehen wagte, und zu dessen Ertragung sie nur in der Stärke ihres Charakters den Muth fand. Athemlos stürzte ihr Kammermädchen in das Zimmer und brachte ihr das offene Billet ihres Vaters; sie warf einen Blick darauf und schriee laut und schmerzlich auf. Ungestüm pochte ihre Brust, der Kreislauf ihres Bluts stockte, ihre Zunge war von jähem Schreck gefesselt, und nur mit Mühe stammelte sie, auf das Papier deutend, die Worte: „Wer? Wo?“ Hastig, selbst der Sprache nicht mächtig, riß die Zofe die Thüre auf, und im Vorzimmer sah man einen Mann stehen, dessen Haupt eine rothe Mütze bedeckte, unter der das lange schwarze Haar wild über

Brust und Schultern herabwallte; seine Züge waren roh, aber gutmüthig; seine Kleidung ärmlich, zerlumpt und mit einzelnen Blutflecken besudelt. Mit einem furchtbaren Angstgeschrei flog Antonie auf ihn zu, blieb dicht vor ihm stehen, starrte ihn an und konnte keine Worte finden. Bedächtig setzte der Mann seine Picke auf den Boden, legte sein Gesicht in die freundlichsten Falten, die er seinen eisernen Zügen geben konnte, blickte mitleidig auf das schöne, in ihrem Schmerz doppelt anziehende Wesen und sagte tröstend mit rauher Stimme: „Sei ruhig, die Nation ist gerecht!“ — „O, Gott, mein armer Vater!“ seufzte Antonie. — Du bist seine Tochter, fuhr Jener theilnehmend fort, sie werden ihn nicht verurtheilen, wenn er unschuldig ist. — Ich muß zu ihm, ich muß ihn retten! rief Antonie schluchzend aus. — So eile dich, Bürgerin, denn es ist keine Zeit zu verlieren. Kann ich dir etwas dienen? erwiederte der Mann. — O, Gott, eile, bewirke einen Aufschub, ich komme, ich komme, mein Vater darf nicht sterben. Eile, eile, ich will dich reich machen, mein Alles ist dein, wenn du ihn rettest, nimm, nimm! Mit

diesen Worten drückte sie ihm hastig ihre volle Börse in die Hand. — Der Mann wog sie bedächtig in seiner breiten Faust, lächelte, ließ sie mit Verachtung auf den Boden fallen und sagte: „Petion-laPique arbeitet nicht um Geld. Behalte dein Gold, und hier das Wort eines freien Mannes, deinem Vater soll kein Haar gekrümmt werden, bis du vor dem Gericht erscheinst. Die Nation ist gerecht, hoffe, wenn er unschuldig ist.“ Er hob seine Picke und verließ eilig das Zimmer.

Trostlos blickte die Verlassene um sich, Rath und Hülfe suchend. Da ertönte neben ihr eine Stimme: „Antonie, hier steht ein Mann, bereit, Alles zu wagen!“ Sie schaute auf und sah Adolph d'Orvilliers neben sich stehen. „O, Gott, seufzte sie, was vermögen Sie hier?“ — Alles, Alles, erwiederte er mit Feuer, was ein Mann zu leisten vermag. Gebieten Sie über mein Blut und Leben. — Umsonst, Adolph, würden Sie es opfern. Hier muß ein anderer helfen. — Ha! versetzte der Jüngling mit Bitterkeit, ein anderer! Ich kenne ihn, diesen andern! Ich bin ja nur ein treuer Unterthan des Königs.

Ein Republikaner, ein Jakobiner muß es seyn, bei dem Antonie Ferrand Hülfe sucht! — „Sehen Sie, d'Orvilliers, erwiederte Antonie stolz, und ihre thränenfeuchten Augen blizten, Sie machen sich des Namens unwerth, den Sie führen. Das ist der erste d'Orvilliers, der ein verlassenes Wesen höhnt, das Hülfe sucht, wo sie zu finden. O, über die Verblendung männlicher Selbstsucht, die nicht begreift, was dieser Schritt mich kostet, den ich thun muß; meinen Vater zu retten!“ Sie wendete sich unwillig ab. Tief bewegt stürzte der Jüngling zu ihren Füssen, ergriff ihre widerstrebende Hand und flehte mit rührenden Worten ihre Verzeihung an. „D'Orvilliers, sagte sie mit Ernst, ich verzeihe Ihnen. Ihre Hülfe in dieser Sache wäre uns nutzlos, Ihnen verderblich. Sie bleiben hier, Sie wagen nichts, denn der König kann keinen seiner Diener entbehren.“ Mit diesen Worten verließ sie das Zimmer.

Antonie warf einen Schleyer über und eilte in Begleitung eines treuen Dieners durch die schmuzigen Gassen der inneren Stadt. Vor einem kleinen unansehnlichen Hause hielt sie still.

Ihr Herz pochte, ihr Gesicht glühte, und ihre Füsse schienen ihr den Dienst zu versagen, als sie über die Schwelle treten wollte. Ermattet lehnte sie sich an den Eingang des Hauses, um sich zu erholen. Mitleidig blickte sie der Diener an und unwillkührlich entfuhren ihm die Worte: „Ach, Gott! mein armer Herr!“ Da fuhr neue Lebenskraft durch ihre Adern, sie ermannte sich und stieg rüstig über die Schwelle. Eine schmale Treppe hinauf gelangte sie in ein kleines Vorzimmer, das keine andern Geräthschaften hatte, als einen einfachen Tisch und etliche hölzerne Stühle. An dem Tische saß ein Mann von riesenmäßiger Größe, gemächlich seine Pfeife rauchend. An der Wand hieng ein Schwert von ungewöhnlicher Länge und ein paar Pistolen. In sichtbarer Verwirrung trat sie ein und ihre Blicke schweiften ungewiß in dem kleinen Raume umher; der Mann griff mit der rechten Hand an seine rothe Mütze, ohne sie abzuziehn. Antonie öffnete den Mund und konnte keine Worte finden; endlich stotterte sie verlegen: „ich wünsche den Bürger Altheim zu sprechen,“ und ihre Wangen färbten sich hochroth. Lächelnd deutete der Mann

auf die einzige Thüre, die in ein anstossendes Zimmer führte. Zögernd hob sie den Fuß, setzte ihn wieder zurück und sagte schüchtern; „Wollt Ihr mich nicht bei eurem Herrn melden?“ Der Riese stund auf und berührte mit seinem Haupt fast die Decke des niedern Gemachs; unwillig strich er sich mit der flachen Hand über den dicken schwarzen Schnurrbart und versetzte mit rauher Stimme: „Die Nation ist mein Herr; willst du den Bürger sprechen, so trete ein; unsere Thüren sind offen.“ Hocherröthend, mit Widerstreben, trat sie vorwärts und faßte die Klinke. Ihre Hand zitterte, sie zog sie unschlüssig zurück. Der Riese machte einen Schritt gegen die Thüre, drückte krachend die Klinke nieder, schob sie hinein und schloß hinter ihr.

Auf einem schlechten Bette lag ein junger Mann ausgestrekt in tiefem Schlafe, über seinem Haupte, an der Wand, hiengen seine Waffen. Sein von braunen Locken umwalltes Gesicht ruhte in der flachen Hand; seine frische männliche Farbe, die schlanken athletischen Glieder boten ein schönes Bild der Jugend und Kraft dar. Einen Blick warf die Jungfrau auf den Schlafen=

den; ihre Augen senkten sich mit mädchenhafter Scheu zur Erde, und die Röthe des Purpurs überzog ihre Wangen. Wieder hob sie die Augen vom Boden, trat einen Schritt vorwärts, den Schlafenden zu wecken, blieb schüchtern stehen, blickte verwirrt im Zimmer umher und brach endlich unter Thränen in den Jammerruf aus: „O, Gott, mein armer Vater!“ Durch diese Töne wie durch eine magische Kraft geweckt, sprang der Schläfer von seinem Lager auf, schaute verwirrt um sich, erblickte Antonien und trat staunend zurück. Sie öffnete den Mund, ihn anzureden, aber die Töne erstarben auf ihren Lippen. Der Jüngling faßte ihre Hand, sah sie mit leuchtenden Augen an und sagte mit weicher, zärtlicher Stimme: „Antonie!“ Sie ließ ihm ihre Hand, ihr Busen klopfte sichtbar und sie schien dem Klang dieser Stimme mit innerem Entzücken zu horchen. „Antonie!“ wiederholte der junge Mann, feurige Blicke auf sie werfend und ihre Hand an seine Lippen drückend. Da fuhr sie zusammen, entriß ihm angstvoll die Hand, trat einen Schritt zurück und brachte mühsam die Worte hervor: „O,

Gott, mein armer Vater! Retten Sie ihn!“ — Wie? Wo? fragte Wilhelm von Altheim und blickte betroffen auf Antonien. – In der Abtei, erwiederte sie hastig, die Gefangenen werden ermordet! — „Wie! dennoch, trotz des heiligsten Versprechens! fuhr der Jüngling glühend auf und seine Augen funkelten von edlem Zorn. Ha! darum enfernte man mich! Antonie! glaube mir, vor wenigen Stunden erst bin ich hieher zurückgekehrt.“ Er faßte ihre Hand und drückte sie krampfhaft. — O, gewiß, Wilhelm! versicherte die Jungfrau in innigem Tone, gewiß, ich halte Sie keiner Schandthat fähig. Aber jetzt, jetzt retten Sie! — Bei dem heiligen Namen der Freiheit! rief der junge Mann brausend aus, ich will deinen Vater retten oder mit ihm umkommen. O, daß solche Greuel eine edle Sache entheiligen müssen! — Sie sehen jetzt, wohin diese Grundsätze führen, sagte Antonie im Tone sanften Vorwurfs und blickte schmerzlich zu ihm auf. — Ich folge meiner inneren Ueberzeugung. Antonie, sollen uns Grundsätze der Politik trennen! erwiederte Wilhelm und faßte von neuem ihre Hand. Sie zog sie nicht

zurück und sprach halb abgewendet: O, Wilhelm, ich sah dich mit dem Schwert in der Faust als ein Feind in dem Hause meines Königs! Doch, fügte sie dringend hinzu, fort, fort, jede Minute ist kostbar!“ Mit diesen Worten raffte sie sich auf und eilte der Thüre zu. Der junge Mann folgte ihr widerstrebend. „Auf, Jean-Quatre-Sous!“ rief er stürmisch, als sie in das Vorzimmer traten. Der Riese erhob sich gelassen von seinem Sitze und fragte ruhig: „Wohin, Bürger? Wo hast du deine Waffen?“ Hastig kehrte Wilhelm in das Gemach zurück und riß mit Heftigkeit Säbel und Pistolen von der Wand. Als sie unter der Thüre des Hauses waren, ergriff der Jüngling die Hand der Jungfrau, drückte sie an seine Brust und sprach feierlich: „Lebe wohl, Antonie, ich rette deinen Vater, oder du siehst mich nie wieder!“ — Wilhelm! entgegnete sie entschlossen, ich folge Ihnen; die Angst, die Ungewißheit würde mich tödten. — Nein, nein! rief er abwehrend aus, du solst diese Gefahr nicht mit mir theilen. — „Ich folge dir, sprach die Jungfrau mit feierlicher Ruhe, ich will meinen Vater retten oder mit ihm sterben.

Sie werden dem Bitten, dem Flehen einer Tochter nicht zu widerstreben vermögen.“ Ohne eine Antwort abzuwarten, ging sie schweigend vorwärts. Unentschlossen und widerstrebend folgte ihr Wilhelm.

Als sie in die Nähe der Abtei kamen, tönte das Geschrei der Unglücklichen in ihre Ohren, die im Hofe des Gefängnisses ermordet wurden. Erschöpft lehnte sich Antonie an eine Mauer, die Blässe des Todes überzog ihr Gesicht und ihr Busen klopfte gewaltsam gegen die Schnürbrust. »O, Antonie! bat sie der Jüngling dringend, kehre zurück; dieses Geschäft ist nur für Männer!“ Da raffte sie alle ihre Kräfte zusammen, warf ihm einen verneinenden Blick zu und schritt muthig vorwärts. Der Riese strich gemüthlich den Bart und betrachtete sie mit Wohlgefallen. Ein Betrunkener taumelte durch die Straße, der blutige Säbel war seiner Hand entfallen und er rief ihnen stammelnd zu: »Lustig, lustig, da üben sind sie an der Arbeit! Seht, da kommt Mama Cornichon, sie erweißt den selig Entschlafenen die letzte Ehre.“ Der Kannibale lachte mit heiserer Stimme

gräßlich auf und deutete rückwärts. Als sie aufblickten, sahen sie einen großen mit Leichnamen angefüllten Karren langsam einherfahren. Auf den entseelten Körpern saß ein Weib, mit verwirrt herabhängenden Haaren, die Augen roth von Blut und Trunkenheit, mit Lumpen bedeckt und mit schäumendem Munde. Sie sang mit heulender Stimme ein Lied ab und gab mit dem blosen Säbel, den sie in der Hand hatte, den Takt dazu auf einem nakten Leichnam. Dazwischen schriee sie von Zeit zu Zeit: Es lebe die Nation! So oft dieser Ruf ertönte, wurde er von einem Chor betrunkener Furien wiederholt, die um den Wagen tanzten.

Antonie erbleichte, ihre Sinne fingen an zu schwinden, und sie hielt sich krampfhaft an Wilhelms Arm. »Ha! rief dieser mit edler Entrüstung aus, eilt und laßt uns diesen Greueln ein Ende machen!" Bedächtig legte der Riese seine breite Faust auf des Jünglings Schulter und sprach mit seiner tiefen Stimme: „Halt, Bürger! und laß mich machen! Du kennst mich und mein Leben ist dir geweiht, seit dem Tage, da du mich und meine armen Kinder aus dem

Elend gezogen. Gib mir deine Hand, versprече mir, dich ruhig zu halten. Bei dem Haupte der Freiheit, du sollst mit mir zufrieden seyn! Jean-Quatre-Sous kennt seine Leute, und sie kennen ihn. „Bejahend reichte ihm der Jüngling die Hand.

Als sie die Abtei erreichten, fanden sie das Gebäude von einer dichten Volksmasse, meistens aus der Hefe des Pöbels, umgeben. Der Riese schritt voran und machte sich Platz durch das Gedränge. Am Eingang blieben sie stehen und warfen einen Blick in den innern Hofraum. Es war Nacht, und an einem langen Tische, den zwei Fakeln spärlich beleuchteten, saß das furchtbare Gericht, das in wenigen Minuten über Leben und Tod entschied und dessen Spruch hundert gehobene Säbel im nächsten Augenblicke vollzogen. Der Präsident war ein Mann von etlichen vierzig Jahren. Seine Augen waren grau, von buschigen Augbraunen bedeckt, und brannten von einem düsteren Feuer. Wenn er sie auf das Schlachtopfer richtete, schien er es damit durchbohren zu wollen. Seine Züge waren hart, wie in Erz gegossen, und drückten keine Leidenschaft aus.

Er verurtheilte mit der nämlichen Ruhe und Gleichgültigkeit, wie er frei sprach. Er war von hoher Statur und trug einen grauen Ueberrock und lange Hosen von gleicher Farbe. Sein bloßer Säbel und runder Hut lagen vor ihm auf dem Tische, an dem er bald stehend lehnte, bald sich auf einem hölzernen Stuhle niederließ. Vor ihm lagen das Register der Gefangenen und andere Papiere neben Tabakspfeifen, Weinflaschen, Gläsern und blosen Säbeln. Ihm zur linken saß der Sekretär, der das Protokoll führte, und um den Tisch zwölf Geschworene. Unten an der Tafel stunden vier Männer mit blutbefleckten Händen und Kleidern, die Hemdärmel aufgestülpt, und blose blutige Säbel in der Hand. In ihre Mitte mußte der Angeklagte treten, und sie kreuzten hinter ihm und vor ihm die Waffen.

Eben stund ein alter Mann von etlichen sechzig Jahren vor Gericht. Der Präsident schlug in seinem Register nach, warf einen Blick auf den Angeklagten und fragte „Jakob Leloup?“ Jener bejahte mit zitternder Stimme. — Sie haben an der Verschwörung vom 10. August Theil genommen? — Nein! — Waren Sie nicht

Hofküchelieferant? — Ja! — Führt den Herrn in die Force! — Sogleich packten die Schergen des Gerichts den Unglücklichen und schleuderten ihn aus der Thüre. Tiefe Stille herrschte im inneren Hofraume, von aussen aber ertönte das furchtbare Jammergeschrei des Sterbenden, der unter den Säbeln der Mörder seinen Geist aufgab. Die letzten Jammertöne des Verscheidenden wurden durch das wilde Geschrei: Es lebe die Nation! bedeckt.

Ein Mann von mittleren Jahren wurde vor den Tisch geführt. Er war anständig gekleidet, sein Benehmen, mitten unter den drohenden Schwertern, ruhig und besonnen. Wilhelms Gesicht überflog bei seinem Anblick eine dunkle Röthe; er wollte vortreten. Der Riese hielt ihn zurück, gab ihm einen bedeutsamen Wink und drängte sich in die Nähe der Richter. Der Präsident suchte lange im Register, und als er den Namen gefunden hatte, fragte er mit einem Blicke auf den Angeklagten: Louis Vieilleville? — Ja! — Ihr Stand? — Ich bin Maltheser. — Maltheser! Maltheser! wiederholten viele Stimmen. Was heißt das? Was ist ein

Maltheser? — Das heißt, nahm Jean-Quatre-Sous mit seiner Donnerstimme das Wort, daß er aus Malta ist. Es gibt eine Insel, müßt ihr wissen, die man Malta nennt. Ich habe eine Menge Leute gekannt, die aus dieser Insel waren, und Alle waren Maltheser. — Ah! Ah! schrien mehrere Stimmen, eine Insel ist es. Der Angeklagte ist also ein Fremder? — Freilich ist er ein Fremder, erwiederte der Riese in zuversichtlichem Tone. — Wessen sind Sie angeklagt? fragte der Präsident. — Ich weiß es nicht, man hat es mir nicht gesagt. — „Er lügt, er lügt! rief man von allen Seiten. — Stille ihr! schrie Jean-Quatre-Sous in drohendem Baß; wenn er lügt, wird es bald aus mit ihm seyn. Jetzt aber laßt ihn sprechen! Es kann Niemand verurtheilt werden, ohne gehört zu seyn. — Er hat Recht! Jean-Quatre-Sous hat Recht. Stille! Stille! rief die gelehrige Menge. — Bei welcher Gelegenheit sind Sie verhaftet worden? — Als ich unglücklicherweise gerade einen Besuch bei einem Freunde machte, zu dem eben die Wache kam, um ihn zu verhaften. Man führte mich mit noch einem Mann, der ihn zu gleicher Zeit

besuchte, auf das Gemeindehaus. Mein Begleiter wurde nach einigen Stunden wieder losgelassen, weil er Commissär seiner Section war. Meine Freunde haben sich Mühe gegeben, auch meine Loslassung zu bewirken; man antwortete ihnen immer, der Befehl werde gegeben werden, und ich kann nicht begreifen, daß es nicht schon geschehen ist. — Wissen Sie gewiß, daß kein Grund der Verhaftung auf dem Register bemerkt ist? fragte der Präsident in scharfem Tone und legte bedächtig die Hand auf das Verzeichniß der Gefangenen. — Ich glaube es wenigstens. In jedem Falle aber würde ich ihn leicht widerlegen können, versicherte der Angeklagte mit Unbefangenheit. — Dem ist so, der Angeklagte hat die Wahrheit gesagt, sprach der Präsident gelassen, nachdem er in das Register geblickt hatte, und reichte es den Geschworenen zur Einsicht hin, die es von Hand zu Hand gehen ließen. — Also muß ihn die Nation für unschuldig erklären, rief der Riese mit lauter Stimme. Das Volk pflichtete ihm bei und der Angeklagte wurde freigesprochen. Die Mörder zogen die Spizen ihrer Säbel von seiner Brust zurück, führten

ihn an das äussere Thor und Einer von ihnen rief laut hinaus: „Unschuldiger Bürger!“ Schon waren die Schwerter der in doppelter Reihe bereit stehenden Mörder gehoben. Dieses Zauberwort machte sie zumal sinken; sie stürzten auf den Freigesprochenen los, umringten ihn mit unbändiger Freude, erstikten ihn fast in ihren blutbefleckten Armen, hoben ihn im Triumph empor und zeigten ihn dem Volke, das in den allgemeinen Jubel mit einstimmte. Ein donnerndes: Es lebe die Nation! stieg in die Wolken. Jean-Quatre-Sons kehrte gelassen an seinen Platz zurück. Wilhelm drückte ihm die Hand. „Hm! brummte der Riese, etwas verdrießlich, ist ein Aristokrat, aber ehrlich und dein Freund.“

Ein Geräusch erhob sich unter der Menge. „Kommt sie, kommt sie? Sie kommt, sie kommt!“ hörte man mehrere halblaute Stimmen rufen. — Wer? fragte Wilhelm seinen Nachbar. — Wer! erwiederte dieser kalt, die Dulcinea des Königs Ludwig-Nero, die Lamballe! — Hastig ergriff der junge Mann Antonien und führte sie hinaus; Jean-Quatre-Sous folgte.

Wilhelm flüsterte ihm eifrig in die Ohren. Der Riese schüttelte das Haupt und erwiederte brummend: „Die Sirene des Hofs! Ist nichts zu machen! ... Nein, nein, Bürger, lassen wir das!“ Erschöpft lehnte Antonie an der Mauer und fragte mit matter Stimme: „Mein Vater ... Wann, wann?“ – Erhole dich, Antonie! tröstete sie Wilhelm, wir werden ihn retten. Jean-Quatre-Sous kehrte in den Hofraum zurück.

Eben als er eintrat, erhob sich ein verwirrtes, widersprechendes Geschrei unter der Menge: „Sie ist's! Sie ist's! Sie kommt, sie kommt! Was sie für Gesichter schneidet! Ich sehe sie! Ah, wie schön! Schade um das junge Blut! Ach, die arme Kleine! Gnade! Gnade! Stille, ihr Schreier! Hinaus mit den Gevatterinnen! Sie sinkt in Ohnmacht! O, mein Gott! Gnade! Gnade!“

Eine reizende Blondine wurde mehr vor das furchtbare Tribunal getragen, als geführt — es war die Prinzessin Lamballe. Sie lag halb ohnmächtig in den Armen eines Nationalgardisten; ihre langen Locken fielen verwirrt über Brust und Nacken hinab, ihr Gesicht war todtbleich und die halb erloschenen Augen irrten mit sicht-

barem Entsetzen auf der schauderhaften Scene umher. Sie hob bittend ihre Hände empor und war keines Wortes mächtig. „Fort mit ihr, fort mit ihr! Sie könnte die Geschworenen verführen, rief eine starke barsche Stimme. — Stille! Stille! fielen mehrere ein. Stille! wiederholte der Präsident in tiefem Tone, und ein allgemeines Schweigen herrschte.

Mit unbewegten Zügen schaute der Präsident auf die Angeklagte und fragte nach einer Pause: Sie heißen? — Marie Luise, Prinzessin von Savoyen. — Ihr Amt? — Ober-Intendantin des Hauses der Königin. — Hatten Sie Kenntniß von der Verschwörung des Hofes am 10. August? — Ich weiß nicht, ob am 10. August eine Verschwörung statt gefunden hat, aber das weiß ich, daß ich nicht die mindeste Kenntniß davon hatte. — Schwören Sie Liebe der Freiheit und Gleichheit, Haß dem König, der Königin und dem Königthum? — Gerne will ich die beiden ersten beschwören, aber das Letztere geht gegen meine Gefühle. — Eine furchtbare Pause trat ein. „Schwöre, sonst bist du verloren," redete ihr Jean-Quatre-Sous zu, den der Anblick

der Unglücklichen erweicht hatte. Sie hob schweigend ihre Hände gen Himmel. Mit unveränderter Miene blickte der Präsident im Kreise der Geschworenen umher. Die Mehrheit nickte bejahend mit dem Haupte. „Bringt Madame in die Force!“ befahl er kalt. Zwei Mörder schleppten das Schlachtopfer weg. Schon halb leblos wurde sie unter die Säbel der Mörder geworfen, und nur ein schwacher Jammerruf drang bis in den inneren Hofraum. Wie von einer finsteren Ahnung ergriffen, schauderte Antonie zusammen, als sie ihn am entgegengesetzten Eingang vernahm.

Ein Mann von mittlerer Größe, modisch gekleidet, erschien vor dem furchtbaren Tribunal. Die Schergen des Gerichts schleppten ihn unter den Armen vor die Richterbank, denn seine Füße versagten ihm den Dienst; sein Gesicht war erdfahl und seine stieren Augen starrten weit aus ihren Höhlen hervor. „Pfui! das stinkt überlaut nach Aristokratie!“ riefen einige aus dem Pöbel und hielten sich die Nase zu. Der Präsident fragte mit lauter Stimme: „Ihr Name?“ Keine Antwort erfolgte; er wiederholte

die Frage mit verstärktem Ton. Die Lippen des Angeklagten zuckten krampfhaft, aber er war nicht vermögend, einen Laut hervorzubringen. „Fasse dich und gib Antwort, sonst bist du verloren!“ schrie ihm Jean-Quatre-Sous mit seiner Stentorstimme in die Ohren und rüttelte ihn mit seiner mächtigen Faust, seine Lebensgeister zu wecken. „Ihr Name?“ wiederholte der Präsident mit einer Kälte, die sich nie verläugnete. — Antoine Ambrugeac, antwortete der Angeklagte mit zitternder Stimme. — Ihr Stand? — O, ich habe keinen Stand .... ich bin Bürger ... guter Patriot, erwiederte der Gefragte, dessen Zunge nach und nach geläufig wurde. — Sind Sie nicht Graf? — Verzeihen Sie, Bürger, ich mache keine Ansprüche auf irgend einen Titel, ich bin ein .... ein Volksfreund. — Die Umstehenden fingen an zu zischen, der Angeklagte blickte scheu um sich und wurde todtbleich. „Muth! Muth!“ rief ihm der Riese zu. — Haben Sie von der Verschwörung des 10. August gewußt oder daran Theil genommen? fuhr der Präsident fort. — Gott behüte mich, daß ich an diesem schändlichen Werke der Tirannei Antheil hätte;

man kannte meinen Patriotismus und verheimlichte mir Alles. — Waren Sie in der Nacht vom 10. August in den Tuilerien? — Beileibe nicht! ich hätte gerne mit dem edlen Volke das Schloß des Tirannen gestürmt, aber .... aber eine Krankheit hinderte mich ..... Lautes Zischen hinderte ihn zu reden. Der Unwille der Menge brach los und man hörte rufen: „Schamloser Aristokrat! Fort mit ihm, fort! Genug! Genug!“ — Wo waren Sie in der Nacht des 10. August? fragte der Präsident mit Ruhe weiter. — Wie gesagt, zu Hause .... krank ... sonst .... — Können Sie das durch Zeugen beweisen? — O, freilich, allerdings, durch viele Zeugen, z. B. mein Sohn .... Es liegt aber eine Zeugenaussage gegen Sie vor, daß Sie bewaffnet in das Schloß eilen wollten, und nur durch das Volk verhindert worden seien, diesen Vorsatz auszuführen. — Das ist Lüge .... Verläumdung von übelwollenden Personen. — Wollen Sie den Zeugen wissen? — Ja, ja, um ihn zu widerlegen. — Der Präsident schlug das Protokoll auf, blickte ernst auf den Angeklagten, und zum erstenmal schien ein menschliches Gefühl durch seine unbe-

weglichen Züge zu zucken; dann sprach er in gräßlich feierlichem Tone: „Der Ankläger ist Ihr eigener Sohn." — Wie von einem Blitzschlage getroffen, sank der Angeklagte ohnmächtig zusammen; ein einziger gellender, herzzerreissender Schrei entfuhr seinen Lippen. Die umstehende Menge war von Entsetzen ergriffen. „Gnade, Gnade dem unglücklichen Vater!" riefen viele Stimmen. „Bürger-Präsident! rief Jean-Quatre-Sous mit donnernder Stimme und drängte sich an den Tisch, der Sohn kann nicht gegen den Vater zeugen; das ist gegen die Gesetze der Natur." Der Präsident blickte fragend im Kreise der Geschwornen umher. Auf allen Gesichtern malte sich das Entsetzen über diese unnatürliche That. „Unschuldig!" rief der Präsident laut und feierlich. Ein Jubelschrei des Volks stieg in die Wolken; der Riese ergriff den Ohnmächtigen, hob ihn in seinen nervigen Armen schwebend empor und trug ihn weg von diesem Schauplatze des Schreckens.

Ein hochgewachsener Mann schritt mit festen Schritten und würdigem Anstand durch die Reihen der Menge, die ihm Platz machte und seine

stolze Haltung zu bewundern schien. Er trat ruhig vor den Tisch der Richter, heftete seine Blicke auf sie und erwartete gelassen die Frage des Präsidenten. Dieser lüpfte, zum erstenmal, zum Zeichen des Grußes den Hut und fragte in ernstem gemessenem Tone: „Ihr Name?“ — Wilibald, Graf v. Ferrand. — Wußten Sie von der Verschwörung des 10. August und haben Sie daran Theil genommen? — Von welcher Verschwörung reden Sie, und wer hat sich verschworen? — Ich spreche von der Verschwörung des gewesenen Königs gegen die Freiheit der Nation. — Von einer solchen ist mir nichts bekannt, und ich glaube nicht, daß sie bestanden hat. (Murren unter der Menge) Wollt ihr, daß ich gegen meine Ueberzeugung rede? fragte der Angeklagte und warf seine Blicke rings umher. „Nein! Nein! riefen mehrere Stimmen, er hat Recht!“ — Wo haben Sie die Nacht vom 10. August zugebracht? — Im Schlosse der Tuilerien. (Ah! Ah! Ah! Ah! er ist verloren!) Meint ihr, ich werde mein Leben durch eine Lüge erkaufen? (Brav! Brav! Schade, Schade um den Mann!) — Waren Sie bewaffnet?

— Ja! (Oh! Oh!) — Haben Sie Ihre Waffen gegen das Volk gebraucht? — Nein! (Gut! Gut!) — Womit können Sie dieß beweisen? Haben Sie Zeugen dafür? — Nein! (Oh! Oh!) — Wie kommt es, daß Sie von Ihren Waffen keinen Gebrauch gemacht haben? — Weil ich nicht unnütz Bürgerblut vergießen wollte, nachdem der König das Schloß verlassen hatte. (Brav! Brav!) — Wenn also der König geblieben wäre, so würden Sie ihn gegen das Volk vertheidigt haben? — Ja, wie meine Pflicht erforderte. (Oh! Oh! er ist verloren!) — Wußten Sie nicht, daß Sie dadurch ein Verbrechen gegen die Souverainität des Volkes begangen hätten? — Die Vertheidigung war gesetzmäßig und durch die constitutionelle Behörde vorgeschrieben. (Mehrere Stimmen: Ja! Ja! Andere: Stille! Stille!) — Da Sie selbst gestehen, daß Sie den Vorsatz hatten, von Ihren Waffen Gebrauch zu machen, und da Sie keinen Zeugen haben, daß solches nicht geschehen ist, so muß ich nach meinen Pflichten .... Halt! rief eine mächtige Stimme, und der Riese trat vor den Tisch der Richter, hier ist ein Zeuge ... (Ah! Ah! Jean-Quatre-

Sous! riefen mehrere Stimmen)... He! Kinder, ihr kennt mich! Haltet ihr mich für einen gültigen Zeugen? (Ja! Ja!) Ich, Jean-Quatre-Sous, bezeuge, daß ich den Angeklagten in einem Zimmer der Tuilerien traf, weder fechtend noch fliehend, sondern ruhig sein Schicksal erwartend. (Ah! Ah! Brav! Brav!) He da, Latulipe! Warst du nicht dabei? (Ja! Ja!) – Der Präsident blickte auf die Geschworenen; sie nickten bejahend mit dem Haupte. „Unschuldig!“ sprach er laut und feierlich. Es lebe die Nation! jauchzte das Volk. Der Angeklagte grüßte die Richter und entfernte sich unter dem Jubel der Menge. Am Eingang des Hofraums umschlangen ihn die zitternden Arme seiner Tochter.

---

KREISBIBLIOTHEK
REGENSBURG

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seybold, Friedrich,

Republikaner und Royalisten historisch-romantisches Sittengemälde aus der französischen Revolution

Bd.: 1

Stuttgart (1833)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.2718(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091332-3